

**PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Newsletter 1/2014

herausgegeben

von Andrea Reiter und Hubert Dammer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Mitteilung des Schatzmeisters	4
Neue Mitglieder	5
Auszeichnungen	5
Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder	6
Writers-in-Prison	14
<ul style="list-style-type: none">- Dagmar Galin: <i>Muharram Erbey</i>- Esther Dischereit: <i>Blumen für Otello</i>- Hans Poppel: <i>Worte gegen das Gefühl der Ohnmacht</i>	
Hinweise und Ankündigungen	17
<ul style="list-style-type: none">- Veranstaltungen- Tagungen - Villa Aurora	
Literarische Vorstellungen	21
<ul style="list-style-type: none">- Irène Bourquin: <i>Maisgelb</i>- Irène Bourquin: <i>Die Brücke</i>	
Beiträge	24
<ul style="list-style-type: none">- Jutta Birmele: <i>Anna Politkowskaja (1958 – 2006)</i>- Marko Martin: <i>Ein verdammt gutes Land</i>- Roland Merk: <i>Anarkadien der Poesie oder vom Engel der Zukunft</i>- Gerda Nischan: <i>Autobiographie eines Kindes</i>- Frederick Lubich: <i>Interview mit Cornelius Schnauber</i>- Roland Kaufhold: <i>Zum 3. Todestag unseres ehemaligen Präsidenten Keilson</i>	
Besprechung	54
<ul style="list-style-type: none">- Doris Liebermann über <i>Vera Lourié</i>	
Become a Correspondent for the Global Citizen Journalism Project	55
Impressum, Nachweise	58

Vorwort

Liebe Mitglieder,

Ich freue mich, Ihnen unseren Newsletter von 2014 zu übergeben. Für mich ist dies der erste, den ich mit der tatkräftigen Unterstützung von Hubert Dammer zusammengestellt habe. Gleichzeitig bedeutet er auch meine Rückkehr als Herausgeberin in unserem Zentrum. Wie sich diejenigen unter unseren Mitgliedern, die dem PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland bereits länger angehören, sicher erinnern werden, war ich seinerzeit für die Herausgabe der *PENinfo* verantwortlich. Seither hat sich einiges geändert; nicht zuletzt haben wir die Digitalisierung unserer Kommunikation mit den Mitgliedern kräftig vorangetrieben. Das erlaubt uns, unsere Publikationen attraktiv farblich zu gestalten und mit Photos zu illustrieren. Es gibt Ihnen als Leser und Leserinnen auch die Möglichkeit, weiterführende Informationen unmittelbar auf Webseiten abzurufen.

Ich hoffe, dass Sie diesen Newsletter informativ und spannend finden und wünsche Ihnen viel Spaß bei der Lektüre.

In diesem Jahr wird unser Zentrum **80 Jahre** alt, und Vorstand wie auch Förderverein arbeiten an Projekten, um diesem Jubiläum gebührend zu gedenken. Unsere neue Anthologie *„Gehen und doch bleiben – Autoren schreiben über Autoren“*, die Ende Februar 2014 erschien, steht in diesem Zeichen.

Wie immer freuen wir uns, von Ihren Tätigkeiten zu hören und Ihre literarischen und essayistischen Texte zu bekommen.

Mit den besten Wünschen für einen ertragreichen Herbst und herzlichen Grüßen



Ulrike R.

Mitteilung des Schatzmeisters

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, liebe Freunde:

Ich bitte wieder diejenigen unter uns, die Ihren Mitgliedsbeitrag 2014 noch nicht gezahlt haben, das jetzt zu tun. Der Beitrag – 65 oder \$85 – kann auf zwei Weisen bezahlt werden:

- Per Euro-Überweisungen an:

„PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland“

Kölner Bank eG (BLZ 3716008700)

Konto-Nr. 5102164018,

BIC: GENODED1CGN,

IBAN :DE77371600875102164018

- Als Scheck in US-Dollar (als personal check einer US– Bank) ausgestellt auf „Fred Viebahn, PEN“, an:

Fred Viebahn

1757 Lambs Rd. Charlottesville, VA 22901 USA

Sollten Sie Fragen haben, richten Sie diese bitte an danilecilbrecher@gmail.com.

Mit herzlichen Grüßen

Daniel Cil Brecher

Schatzmeister



Neue Mitglieder:

Um auch künftig so erfolgreich wie 2013 neue Mitglieder begrüßen zu können, bitten wir um Ihre Mithilfe und freuen uns über Ihre Vorschläge.

Auszeichnungen:

Zusammen mit Wolf Biermann, Reiner Kunze und Jürgen Fuchs (posthum) wird Utz Rachowski mit der „Dankbarkeitsmedaille der SOLIDARNOSC für besonderen Mut wegen Polen“ (2015) ausgezeichnet

Wir möchten auf diesem Wege Utz Rachowski unseren vorausseilenden Glückwunsch aussprechen.

Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

Renate Ahrens

Anlässlich des XX. Else-Lasker-Schüler-Forums in Wuppertal las Renate Ahrens am 28. März 2014 ihren Prosatext „*Ernst Toller – Eine Beunruhigung*“. Der Text erschien im März in der von Gabrielle Alioth und Martin Dreyfus herausgegebenen Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland: „*Gehen und doch bleiben - Autoren schreiben über Autoren*“.

In der Zeit vom 26. – 30. Juni 2014 wird Renate Ahrens mit folgenden Beiträgen bei den Veranstaltungen unseres PEN-Zentrums in Los Angeles vertreten sein:

26. Juni 2014: Max Kade-Institut, USC, Los Angeles:

A Mixture of Language: German-English Children's Books

28./29. Juni 2014: Villa Aurora, Los Angeles:

„Inhabit the Word“ - Tagung des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland

28.06. Vortrag zum Thema: *Kindertransport and the Loss of One's Mother Tongue*

29.06. Lesung: *Ernst Toller – Eine Beunruhigung*

30. Juni 2014: Max Kade-Institut, USC, Los Angeles:

Presentation and Reading from: *Stefan Zweig – On the Threshold*

Gabrielle Alioth

publizierte im April 2014 im FARO Verlag „*AUSGEWANDERT – Schweizer Auswanderer aus 7 Jahrhunderten*“, und ihre App „*Der Gelehrte und der König – Ein Konzilspaziergang durch Konstanz*“ ist nun online und kann auf iPhone oder iPad herunter geladen werden, ab Ende Juli dann auch auf Androids. Der vollständige Text des Dialoges ist auf www.federbar.ch

Irène Bourquin

ist Projektleiterin der zwei von ihr initiierten literarischen Projekte im Rahmen des Jubiläumsjahres Winterthur750 – Stadtrecht seit 750 Jahren:

1. *750 Wörter Zeichen Jahre – Texte von AutorInnen aus Winterthur und Region*

Diese Anthologie, herausgegeben von Irène Bourquin, Jolanda Fäh, Ruth Loosli und Veronika Suter, lektoriert von Irène Bourquin, versammelt 75 Texte (Prosa, Essay, Lyrik) von 33 AutorInnen. Alle Texte

sind hier erstmals veröffentlicht und haben genau 750 Wörter oder 750 Zeichen; bei Lyrik waren auch 75 Wörter, 75 Zeichen oder 7,5 Zeilen erlaubt.

An der sehr gut besuchten Buchvernissage in der Stadtbibliothek Winterthur (27. März 2014) boten 18 AutorInnen kurze, vielfältige Lese-Spots.

<http://www.waldgut.ch/e8/e653/e4954/>

<http://www.winterthur750.ch/>

<http://www.coucoumagazin.ch/de/reviews/lesung/6246/eine-bluetenlese-in-75-texten.html>

2. Literarische Stadt-Safari – 6 Spaziergänge mit AutorInnen

AutorInnen aus Winterthur und Region kennenlernen und zugleich versteckte Winkel der Stadt entdecken: Das bietet die „Literarische Stadt-Safari“ im Jubiläumsjahr Winterthur750. Die drei Safaris im Stadtzentrum führen in Hinterhöfe, Durchgänge, Parks, auf die höchste Dachterrasse der Altstadt und an weitere stimmungsvolle Orte. Die Safaris in Töss, Oberwinterthur und Veltheim zeigen Besonderheiten des je- weiligen Quartiers. An jeder Station hält ein Autor/eine Autorin eine Kurzlesung. An der letzte Station gibt es Getränke und Snacks sowie einen Büchertisch mit der Anthologie „750 Wörter Zeichen Jahre“ und Büchern der lesenden AutorInnen.

Die 1. Literarische Stadt-Safari am 11. April war ein großer Erfolg: Über 90 Literaturinteressierte zogen mit den 7 AutorInnen durch die Gassen der Altstadt.

Die 2. Literarische Stadt-Safari, mit ebenfalls 7 AutorInnen, fand am 22. Mai auf dem Fußballplatz statt: Literatur auf den Tribünen, auf dem Anspielpunkt, in der Turnhalle, im VIP-Zelt.

Die 3. Literarische Stadt-Safari zog mit 9 AutorInnen durch die Altstadt sowie ein angrenzendes Gartenquartier und brachte mit 124 Teilnehmern den bisherigen Publikumsrekord. Leseorte waren u.a. ein Innenhof, eine Dachterrasse, die Volière im Stadtpark, eine blühende Wiese unter alten Bäumen – und in einer Gasse segelten unzählige farbige Blätter als Textflocken auf das Publikum herab.

Weitere Daten der Literarischen Stadt-Safari: 4. Juli, 8. August, 9. September. Die Stadt-Safari dauert etwa anderthalb Stunden und ist gratis. Keine Anmeldung erforderlich. Nähere Informationen siehe:

<http://www.winterthur750.ch/>

3. Radiosendung

Am 23. Juni, 19–20 Uhr, (Wiederholung: 25. Juni 9–10 Uhr) bringt Radio LoRa in der Sendereihe „FöNixen – Schreibende Frauen lesen“ einen 50-minütigen Beitrag über die neue Winterthurer Anthologie „750 Wörter Zeichen Jahre“. Sieben Autorinnen lesen Texte aus der Anthologie. Die Musik ist

aus dem Chansonprogramm „Im Tempo Blitz!“

(*Texte*: Irène Bourquin; *Musik*: Bettina Urfer; *Gesang*: Franca Basoli; *Piano*: Volker Zöbelin).

Ende August wird ein neues Buch von Irène Bourquin erscheinen:

„Der Fuchs ist ein Symboltier“, Erzählung

Reihe lektur, Band 42, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2014.

Text aus der Verlagsvorschau:

Die Geschichte einer Liebe, rückwärts erzählt in Zeitstufen, die in die Vergangenheit hinabführen und zurück in die Gegenwart. Die Schweizerin, deren Vorfahren 1923 wie durch ein Wunder das verheerende Erdbeben von Yokohama überlebt hatten, begegnet einem Landsmann, der einst im Fernen Osten seine zweite Heimat fand. Er steht zwischen den Kulturen, auch infolge seiner Ehe mit einer Japanerin.

Kurze, in sich geschlossene Kapitel bilden ein farbiges Erzählmosaik mit vielfältigen Bezügen. Die schicksalshafte Annäherung zweier Menschen, das Ja und das Nein – was in Japan kein Widerspruch ist.

Von **Oskar Pfenninger** erscheint bei Waldgut im Herbst ein neuer Lyrikband, lektoriert von Irène Bourquin:

„bin fisch im all“, gedichte

Reihe lektur, Band 40, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2014.

Martin Dreyfus

ist zum Buchmensch des Jahres ernannt worden!

Auch an dieser Stelle möchten wir noch einmal herzlich gratulieren.

http://www.buecher.at/show_content.php?sid=128&detail_id=7653



Foto: Michael Guggenheimer

Dagmar Galin

Am 5. und 6. Dezember 2013 fand in der Faculté des Lettres der Universität von Limoges (wo ich 16 Jahre als Dozentin arbeitete) ein internationales Kolloquium statt; Thema allgemein: Situation der Frauen in Krieg und Revolution. Es waren 34 Professoren aus Universitäten der ganzen Welt eingeladen; jeder hatte 30 Minuten Redezeit.

Ich selbst führte im Amphithéâtre das Thema durch einen einstündigen Vortrag ein; danach Diskussion.

Zum 1. September gibt nun die Universität ein Buch zu diesem Kolloquium heraus, für das ich die Zusammenfassung schreibe.

Barbara Honigmann

hat als Auftragwerk für die Salzburger Festspiele das Libretto für die Oper : *Charlotte Salomon*, nach Leben oder Theater geschrieben, <http://www.salzburgerfestspiele.at/oper/charlotte-salomon-2014>, und wird an der Tagung „Jewish Borderlands“ an der FU in Berlin teilnehmen

Sie hat das Nachwort für eine neue Ausgabe des „*Das Buch meiner Mutter*“ von Albert Cohen, verfasst; erscheint in der Kollektion Nagel und Kimche im Herbst.

Irmgard Hunt

veröffentlichte einen zweiten Band übersetzter Lyrik von Michael Blumenthal, „*Gegen Romantik. Gedichte aus dreißig Jahren*“ (Mainz 2013); die Essays „Parteiisch, polemisch, persönlich: Zum Lyrikherbst 2012“ (Trans-Lit2 Frühjahr 2013); „*‘Ich geriet also Hals über Kopf in die Welt der Literatur’ – Zum Fotobuch von R. von Mangoldt, Autoren*“ (Trans-Lit2 Herbst 2013), sowie die Kurzprosa „So ein Kreuz“ (Trans-Lit2 Frühjahr 2014).

Anfang Mai 2014 erschien ihr Brief „Lieber Walter“, verfasst im Juli 2013, bei <http://www.fixpoetry.com/feuilleton/kolumnen/dichtertotenbriefe/irmgard-hunt/briefe-an-h-wie-hoellerer>.

Irmgard Hunt leitet mit Jolyon T. Hughes und anderen Mitarbeitern weiterhin die Herausgabe von TRANS-LIT2, dem literarischen Journal der *Society for Contemporary American Literature in German (SCALG)* und mit einer Jury die Verleihung der Prosa- und Lyrikpreise dieser Gesellschaft. <http://www.colostate.edu/~cwis538>

Freya Klier

Die Autorin und Regisseurin Freya Klier hat ihr umfangreiches Buch über die letzten Kinder Ostpreußens abgeschlossen, das im September 2014 im Herder Verlag erscheint.

Im Kriegs- und Nachkriegsgeschehen verloren Kinder oft Eltern und Geschwister, im nördlichen Ostpreußen blieben sie zusätzlich eingeschlossen. Stellvertretend für Tausende, werden im Buch die Schicksale von sieben Kindern beleuchtet:

Einem Jungen gelang auf dramatische Weise die Flucht, ein Mädchen wurde kurz vor dem Hungertod von einer Estin nach Tallinn geschmuggelt und dort mit einer neuen Identität versehen. Die anderen fünf - darunter ein Junge, der zuvor nur knapp dem Holocaust entronnen war - blieben drei Jahre eingeschlossen in Kaliningrad, sie gehörten zu den wenigen Überlebenden, die man 1948 schließlich in die SBZ transportierte.

Das Buch erinnert auch an die Mordorgien der Nationalsozialisten in Osteuropa und an den letzten Massenmord an europäischen Juden, der sich ebenfalls mit dem Namen 'Ostpreußen' verbindet..."

Freya Klier hat nun mit den Recherchen für eine Wanderausstellung über die sowjetische Besatzung in der DDR begonnen und geht nach wie vor in Schulen, um das Interesse von Schülern an der deutschen Geschichte des 20. Jh. zu wecken.

Gert Niers

hat im Verlag Author House (1663 Liberty Drive; Bloomington, IN 47403) seine Autobiografie unter dem Titel *Arrived at Last. An Immigrant Narrative* (274 Seiten)vorgelegt. Der in drei Teilen angelegte Band schildert in ungezwungener, ungekünstelter Sprache die Kindheitserinnerungen des während der Nachkriegszeit im Ruhrgebiet aufgewachsenen Verfassers, folgt dann seinen Spuren in Amerika und schließt mit zehn Autorenporträts. Von besonderer Bedeutung sind die Berichte aus dem Redaktionsalltag der New Yorker Emigrantenzeitung Aufbau sowie die zahlreichen Notizen zum Bekannten- und Freundeskreis des Autors. Der Band kann bei den einschlägigen Buchversandhäusern bestellt werden.

Utz Rachowski



(Foto: Nach meiner Lesung an der Łództer Universität gab ich Wladislaw Reymont (Nobelpreis 1924) noch einige Tipps fürs Schreiben...)

- Lesung und Vortrag an der Universität LODZ am 7. Mai (über Prof. Ernest Kuczynski)
- Gespräch mit dem Chefredakteur der Zeitschrift ODRA in Wrocław, Mieczyslaw Orski; dort hatte ich schon einmal 1998 veröffentlicht, jetzt wird ein literarischer Text erscheinen und im September ein längeres Interview (beide in polnischer Übersetzung), das Marek Zybura und Prof. Krzysztof Ruchniewicz vom Willy-Brandt-Zentrum Wrocław mit mir führen werden. Das Interview wird auch in einem anderen Magazin in Wrocław in deutscher Sprache abgedruckt.
- Am 22. Mai Lesung an der Universität Wrocław (über Prof. Halub, Wojtech Kunicki und Frau Dr. Matkowska, alle Germanistik)
- Am 7./8. Juni Besuch bei Adam Zagajewski, den ich seit 23 Jahren kenne und mit dem ich befreundet bin
- Am 9. Juni eine größere literarische Lesung in Wrocław, organisiert durch das Willy-Brandt-Zentrum (Prof. Ruchniewicz)
- Am 14. Juni kleine Lesung und Vorführung eines Dokumentarfilmes über meine Familie im Edith-Stein-Haus in Wrocław, in dem ich im Mai und Juni zu Gast bin

Andrea Reiter

Im Dezember erschien mein neues Buch *Contemporary Jewish Writing. Austria After Waldheim* (New York: Routledge). Es wurde in zwei Veranstaltungen vorgestellt: am 8. Mai im Austrian Cultural Forum in London und am 27. Mai im Literaturhaus in Wien.

Ruth Weiss

hat erfahren, dass es einigen Rummel bei einem runden Geburtstag, in ihrem Fall den 90., gibt: Die Basler Afrika Bibliographien (BAB) bereiten für Ende Juni eine Ausstellung mit ihren Interview Tonbändern vor, zusammen mit der englischen Version ihrer Biographie (*Wege Im harten Gras*), Andre Thiele Verlag (ATV), bringt zur selben Zeit ihren historischen Roman *Der Jüdische Kreuzfahrer* heraus, ein zweiter, *Der Spitze Hut* kommt im Oktober. Ihre Freunde bereiten eine Festschrift und gleich zwei Feiern für den Juli vor. Die Basler Ausstellung wird im September nach Kapstadt gehen, wo sie am 7.9 im Jüdischen Museum eröffnet wird. Ruth Weiss wird dazu nach Basel sowie nach Kapstadt fahren.

Paul Tischler

Außer der für die Heimatpresse der Slowakeideutschen verfassten Kleinbeiträge veröffentlichte unser Mitglied im „Deutschen Literatur-Lexikon“, Bd. 33/2013 (Berlin und München: de Gruyter, Dezember 2013, Versand: Februar 2014) ein Dutzend Lemmata über slowakeideutsche Buch-Autoren (im Rahmen der Stichworte von Wiedmann bis Willisen). Für die PEN-Zentrum-Anthologie von Gabrielle Alioth und Martin Dreyfus (Hg.): *Gehen oder doch bleiben. - Autoren schreiben über Autoren*. Eine Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, verfasste er den Aufsatz über „Hermann Adler – Mitbegründer der Todeslager-Literatur“. Heidelberg: Synchron Verlag, 2014. S. 183–188.

Seit zwei Jahren arbeitet Paul Tischler an einer Verlagsgeschichte unter dem Arbeitstitel: *„Paradigmata eines deutschen Verlags in der Hohen Tatra“*. Semiotik, Hermeneutik, Geschichte und Geschicke des Verlags Paul Sauter (1880–1945) sowie seiner Wochen-Zeitung „Karpathen-Post“ (1880–1942), Käsmark/Zips, Slowakei, unter besonderer Berücksichtigung der Zipser deutschen Literatur. Versuch einer Verlagsrekonstruktion, die den in Heilbronn bei Stuttgart geborenen Verleger Paul Sauter in den Fokus der Schrift rückt, der jedoch in seinem Geburtsort wegen der Auswanderung nach dem damaligen Ungarn (Oberungarn = Slowakei) bis heute völlig unbekannt blieb.

Es handelt sich um die erste deutsche Verlagsgeschichte aus dem Gebiet der slowakeideutschen Verlage überhaupt. Das Buch von Peter de Mendelssohn [1970, 1986]: S. Fischer und sein Verlag. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1986, mit 1487 S., wohl die umfangreichste deutsche Verlagsgeschichte schlechthin, behandelt zwar einen Slowakeideutschen, der jedoch seinen Verlag in Deutschland ausübte, sodass dieser kein auslandsdeutscher Verlag war und auch nicht ist. (Tischler stammt aus der Gegend, der auch Samuel Fischer – der ihn auch zur Gründung eines Verlags inspirierte – entstammt. Samuel Fischer gilt

ohne Zweifel als der größte, Paul Tischler als der kleinste aller deutscher Verleger.) Am Buch wird Tischler noch zwei bis drei Jahre arbeiten. Es ist für den Harrassowitz Verlag in Frankfurt am Main vorgesehen.

Im Fokus des Vortrags über „Deutsche Verleger in der Emigration“ Verleger, Buchhändler und Antiquare in der Emigration 1933 bis 1945, den einer der bekanntesten Verleger Deutschlands, Prof. Dr. h. c. Klaus Saur (ehemals Leiter des Saur Verlags, über 8200 Büchern, München, und de Gruyter Verlags, Berlin–München, ist auch Lehrbeauftragter im Fach Buchwissenschaft an den Universitäten Berlin [Humboldt Universität] und München.) am 27. Januar 2014 im Jüdischen Zentrum München vor etwa 45 sehr aufmerksamen Zuhörern hielt – der Vortrag dauerte weit über einer Stunde –, befasste sich mit den deutschsprachigen Verlagen (ca. 300) und der deutschsprachigen Presse (ca. 800) in der Emigration, von denen einige auch exemplarisch vorgestellt wurden.

Zum Ende des Vortrags richtete Paul Tischler seinen Dank an Prof. Saur mit der Versicherung, über seine wertvollen Ausführungen auch die PEN-Zentrum-Mitglieder anlässlich ihrer Jahrestagung in der Villa Aurora in Los Angeles Ende Juni 2014 kurz zu informieren. Unser Mitglied verfasste über den Vortrag eine Besprechung, aus der er im Rahmen eines Doktoranden-Kolloquiums an der Universität München die wesentlichen Passagen vorgelesen hat. Sollte sich auch in der Villa Aurora Zeit und Gelegenheit dafür finden, ist er bereit, diesen Beitrag auch vor den PEN-Zentrum-Mitgliedern vorzulesen.

Writers-in-Prison

Liebe WiP - Mitstreiter,

Noch einmal möchte ich denen danken, die sich für verfolgte Kollegen engagiert haben!

Die Erinnerung an den chinesischen Massenmord soll wach gehalten werden, auch über Jahrestage hinaus!

Und weltweit werden noch immer jene verfolgt, die in Diktaturen den Mut aufbringen, die Wahrheit zu benennen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang Daniel Cil Brecher danken, der sich für einen inhaftierten Kollegen in Saudi Arabien stark gemacht hat.

Mit guten Grüßen -

Freya Klier

Dagmar Galin

Seit Ende 2013 tauschte ich Briefe aus mit dem kurdischen Menschenrechtler und Journalisten Muharram Erbey. Er saß seit Dezember 2009 im Gefängnis von Diyarbakir, im Südosten der Türkei, ohne Prozess, wie die meisten dort. Finsteres Gefängnis, die meisten Gefangenen sind Kurden.

Als ich dort einmal als Journalistin war, saßen die Frauen und Mütter der Gefangenen gerade im Streik rings um das Gebäude. Doch plötzlich, oh Wunder, wurde Muharram Erbey am 14. April 2014 entlassen, kehrte heim zu Frau und Kind !!

War denen in Diyarbakir vielleicht das PEN-Briefpapier peinlich?

Ich war ja auch nicht das einzige PEN-Mitglied, das ihm schrieb...

Esther Dischereit

„Blumen für Otello“, Über die Verbrechen von Jena, s.edition in SECESSION Verlag, 29,95 Euro
Deutschlandradio Kultur: „Blumen für Otello“, Über die Verbrechen von Jena, Regie: Giuseppe Maio

http://www.deutschlandradiokultur.de/ursendung-blumen-fuer-otello.964.de.html?dram:article_id=281398

Das Blaue Sofa Leipziger Buchmesse

<http://www.zdf.de/ZDFmediathek/kanaluebersicht/aktuellste/2108212#/suche/Dischereit>

Hans Poppel

Worte gegen das Gefühl der Ohnmacht.

Gedanken zur Arbeit unserer Writers-in-Prison Gruppe.

...schon der Versuch ist strafbar! So, oder so ähnlich lesen sich Sätze in einschlägigen Paragraphen vieler Strafgesetzbücher. Für uns WIP-Mitstreiter gilt jedoch das krasse Gegenteil, denn schon der Versuch mit einem zu Unrecht einsitzenden Gefangenen Kontakt aufzunehmen, ist wünschenswert ja unbedingt nützlich und hilfreich.



Für die meisten unter uns und dazu gehöre ich auch, ist es schwer vorstellbar was es bedeutet unrechtmäßig verhaftet, auf ungewisse Zeit weggesperrt, getrennt von Frau und Kindern, Familie und Freunden, gezwungen zu sein, ein menschenunwürdiges Dasein zu durchleben. Zumeist ohne medizinische Hilfe und rechtlichen Beistand, allein der kalten Hand staatlicher Willkür ausgesetzt, erdulden unschuldige Menschen seelische und körperliche Qualen, wie wir sie zumeist nur aus TV-Berichten, Filmen, Photojournalen und Zeitungsartikeln kennen.

Das Gefühl des Ausgeliefertseins an übermächtige Instanzen, Himmel, Wolken, Sonne und Regen allein durch ein vergittertes Zellenfenster wahrzunehmen, den schmerzlichen Blick nach innen gerichtet, Wehrlosigkeit in Wut, Schmerz und blasser Hoffnung zu ertragen, das ist ein bitteres Schicksal, das Menschen in vielen Teilen der Welt teilen. Unter eklatanter Missachtung ihrer Freiheitsrechte und Menschenwürde geraten sie durch polizeilichen Terror und staatliche Willkür ins Abseits. Zu wehrlosen Opfern herabgewürdigt klagt man sie an, zwingt sie das zu tun, was sie nicht wollen.

Regelmäßig erhalten wir vom International PEN in London Informationen zu inhaftierten, angeklagten Schriftstellern und Journalisten, die es gewagt haben sich der herrschenden Doktrin ihrer Länder mutig zu widersetzen. In der Folge sehen sie sich unmenschlicher Verfolgung und Verhaftung ausgesetzt. Mehrjährige, oft jahrzehntelange Gefängnisaufenthalte unter harschen Bedingungen bilden dabei nicht die Ausnahme sondern zumeist die Regel.

Was können wir tun? „Gut sein ist die Hauptsache! Einfach und schlicht gut sein, das löst und bindet alles und ist besser als Klugheit und Rechthaberei“, ruft uns Rosa Luxemburg zu. Wir können, auch in scheinbar hoffnungslosen Situationen, für die Opfer Positives tun. Eine Grußkarte mit nur wenigen Worten der Sympathie genügt, die Angst des Empfängers permanent in Vergessenheit zu geraten,

abzumildern. Vorausgesetzt die Haftbedingungen erlauben es, besteht unter Umständen die Möglichkeit, trotz Zensur und totaler Überwachung einen, wenn auch begrenzten, Dialog aufzubauen. Leider geschieht dies nur in den allerwenigsten Fällen, doch sollten wir uns gerade deshalb anstrengen, selbst im kleinsten Rahmen unserer Möglichkeiten nichts unversucht zu lassen.

Am 12. April 2014 wurde der türkische Schriftsteller und Menschenrechtsanwalt Muharrem Erbey zusammen mit weiteren 47 kurdischen Türken nach 1570 Tagen Haft endlich freigelassen. Die türkische Justiz hatte ihn unter dem Vorwand staatsfeindlicher Tätigkeit und, besonders infam, wegen „Beleidigung des türkischen Staates“ in unbegrenzte Untersuchungshaft genommen. Wie viele seiner Mitstreiter wurde er Opfer eines zunehmend totalitär eingestellten Staatsapparates. In seinen Briefen und Postkarten, die er Christine Wolter, Dagmar Galin und mir aus dem Diyarbakir Gefängnis schickte, war deutlich der Schmerz herauszulesen, der ihm durch Isolation von der Familie und den täglichen Ungewissheiten seiner Haft zugefügt wurde.

In einer Grußadresse, nach seiner Entlassung an die internationale PEN Gemeinschaft gerichtet, bedankte sich Muharrem Erbey bei allen PEN Mitgliedern, die ihm Grußkarten und Briefe zuschickten. Diese Botschaften, so schrieb er, waren ihm außerordentlich wichtig; sie waren es „die mein Weitermachen in Gang hielten“.

Muharrem Erbey's Fallgeschichte ist ein Beispiel von sehr vielen. Wie das seinige sollte es auch unser Weitermachen in Gang halten. Ein paar Worte des Mitgefühls, der Solidarität und der freundschaftlichen Anteilnahme am Schicksal eines zu Unrecht weggesperrten Kollegen - wie Tropfen lindern sie die schmerzliche Hitze des Steins, auf den sie stetig fallen. Es können niemals genug davon sein!

In diesem Sinne Dank an alle die sich beteiligen und herzliche Grüße

Hans Poppel

Hinweise und Ankündigungen

Veranstaltungen

Literaturforum im Brechthaus Berlin

Am 22. Oktober 2014 (um 20.00 Uhr) wird im Literaturforum im Brechthaus Berlin (Chausseestraße 125, 10115 Berlin-Mitte) die Anthologie „*Gehen und doch bleiben*“ vorgestellt. Es lesen und diskutieren Teresa Ruiz Rosas (über Alfred Döblin), Marko Martin (über Hans Habe) und Hans Dieter Zimmermann (über Rudolf Olden). Einführung und Moderation: Gabrielle Alioth.

Literaturhaus Basel

Vorstellung der „Anthologie *Gehen und doch bleiben – Autoren schreiben über Autoren*“ im Literaturhaus Basel

am Donnerstag, 13. November, 19 Uhr

Eine Veranstaltung zum Writers in Prison Day 2014 mit Gabrielle Alioth, Bernadette Conrad und Maya Hostettler

EINTRITT: CHF 17.- / 12.- (AHV, IV, Legi, Mitglieder LiteraturBasel)

LITERATURHAUS BASEL, Barfüssergasse 3, CH-4001 Basel www.literaturhaus-basel.ch

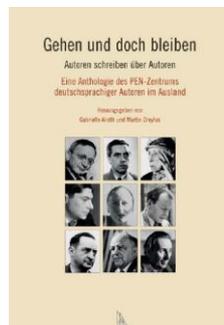
Villa Aurora and USC's Max Kade Institute

INHABIT THE WORD

80 years PEN Centre of German-Speaking Writers Abroad

at the Villa Aurora and USC's Max Kade Institute for Austrian-German-Swiss Studies,

Los Angeles (June 26th - 30th, 2014)



... you can leave and yet stay

and inhabit the word

the word maybe of many tongues at once

but first and foremost the German word ...

(Hilde Domin)

Eighty years ago the German PEN-Club in Exile was founded in opposition to developments in Germany. Before long it united all of the most important authors in exile, including Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Bertold Brecht, Alfred Döblin, etc.

After the Second World War the „Exil-PEN“ changed its name to PEN Centre of German-Speaking Writers Abroad. To this day it represents authors who write in German but live abroad and are united in their efforts on behalf of writers who are currently being persecuted.

To mark its anniversary, members of the PEN Centre will meet at the Villa Aurora and USC's Max Kade Institute for Austrian-German-Swiss Studies, Los Angeles, from June 26th - 30th, 2014, for a series of public lectures, talks, readings and discussions.

PROGRAM – VILLA AURORA

(All contributions are in English unless otherwise stated)

28th June 2014, 2pm – 6pm TALKS AND DISCUSSION	29th June 2014, 2 pm – 6 pm READINGS
<p>Welcome By Margit Kleinman, Director of the Villa Aurora</p>	<p>Members of the PEN Centre of German-Speaking Writers Abroad read from their work Introduced by Gabrielle Alioth</p>
<p>80 Years of Exile Keynote speech by Guy Stern</p>	<p>Bernadette Conrad: <i>The Many Lives of Paula Fox</i></p>
<p>Presentation of <i>Gehen und doch bleiben – Autoren schreiben über Autoren</i> Anthology of the PEN Centre of German-Speaking Writers Abroad By Gabrielle Alioth</p>	<p>Egon Schwarz: <i>Warum ich keinen Roman geschrieben habe</i>, read by Irene Lindgren (in German)</p>
<p>Marta Feuchtwanger: At Home in America A talk by Bernadette Conrad</p>	<p>Gerda Nischan: Reading from <i>Letters to a Prisoner of War</i> and other works</p>
<p>Alfred Wolfenstein A talk by Utz Rachowski</p>	<p>Michael Eskin: Reading Poems by Lajos Walder</p>
<p>Kindertransport and the Loss of One’s Mother Tongue A talk by Renate Ahrens</p>	<p>Geertje Suhr Potash: <i>Brief an den Geheimrat Goethe</i>, and some Poems, Reading (in German and English)</p>
<p>The DNA of Prejudice: On the One and the Many A reading by Michael Eskin</p>	<p>Utz Rachowski: Reading from his work</p>
<p>W.G. Sebald’s <i>The Emigrants</i> A lecture by Claudia Becker</p>	<p>Renate Ahrens: <i>Ernst Toller – Eine Beunruhigung</i>(in German)</p>
<p>Writing in Many Tongues at Once Discussion with Geertje Suhr Potash and Gerda Nischan</p>	<p>Claudia Becker: Reading from her works (in German)</p>
	<p>Gino Leineweber: Reading from his works</p>
<p>Reception (at 6 pm) Hosted by Jean-François Lichtenstern, General Counsel of Switzerland</p>	<p>Gabrielle Alioth: <i>Emigrating from Switzerland; a personal view</i></p>

PROGRAM – MAX KADE INSTITUTE

(All contributions are in English unless otherwise stated)

26th June 2014, 7 pm	30th June 2014, 7 pm
„AMERICAN TRACES IN CONTEMPORARY LITERATURE IN GERMAN“	„EMIGRATION AND EMIGRANTS“
Michael Eskin: <i>American Traces in Contemporary Literature in German</i>	Welcome by Jean-François Lichtenstern, Consul General of Switzerland
Gabrielle Alioth: <i>American Traces in Contemporary Swiss Literature</i>	Gabrielle Alioth: Introduction and Reading from: <i>Emigrated – Swiss Emigrants through 7 Centuries</i>
Renate Ahrens: <i>A Mixture of Language: German-English Children’s Books</i>	Gino Leineweber: <i>Explorers, Settlers – Francisco Pizarro and others</i>
Bernadette Conrad: <i>The Perception of American Writers in Germany</i> To be followed by a discussion.	Renate Ahrens: Presentation and Reading from: <i>Stefan Zweig – On the Threshold</i> To be followed by a discussion.

Literarische Vorstellungen

Irène Bourquin:

wurde 1950 in Zürich geboren. Sie lebt in Elsau bei Winterthur und in Zürich. Nach der Matura mit Schwerpunkt Griechisch und Latein studierte sie an der Universität Zürich Geschichte und Germanistik. 1976 promovierte sie mit einer Dissertation zum Thema: „Vie ouvrière“ und Sozialpolitik. Die Einführung der „Retraites ouvrières“ in Frankreich um 1910.

1977 bis 1988 leitete Irène Bourquin die Kulturredaktion einer Schweizer Regionalzeitung; 1988 bis 1998 war sie Kulturredakteurin im Teilpensum. In ihren Artikeln befasste sie sich vor allem mit Literatur, Theater, Ethnologie und außereuropäischer Kunst. Mitte der 80er Jahre begann sie auch literarisch zu schreiben; seit 1998 liegt hier der Schwerpunkt ihrer Arbeit. Daneben war sie als freie Journalistin tätig. Heute arbeitet sie auch als Lektorin, organisiert kulturelle Veranstaltungen und ist Teilhaberin des Kulturorts KASSETTE in Zürich.

Irène Bourquin schreibt Lyrik, Kurzprosa, Erzählungen, Theaterstücke, Hörspiele und Chansontexte. Lyrik, Kurzprosa, Erzählungen und ein Theaterstück sind seit 1986 in verschiedenen Verlagen erschienen. Texte von Irène Bourquin wurden außerdem publiziert in vielen Anthologien, in Literaturzeitschriften, Zeitungen und im online-Magazin „Fixpoetry“ (Hamburg) sowie in „Der deutsche Lyrik-Kalender“.

Vier Theaterstücke kamen 1999–2003 im Kellertheater Winterthur zur Uraufführung. „Klone, erhebt euch! “ (1999) war das erste deutschsprachige Theaterstück zum Thema reproduktives Klonen. Das Hörspiel „Der Wolfsziegel“ wurde von Deutschlandradio Kultur (Berlin) produziert, Ursendung 2005. Das Chanson-programm „Im Tempo Blitz! “ kam 2008 auf die Bühne und wurde seither an verschiedenen Orten in der Schweiz gezeigt.

Neuere Publikationen: „*Angepirscht die Grillen*“, Gedichte, Waldgut Verlag 2007; „*Im Nachtwind*“, Erzählungen, Waldgut Verlag 2009; „*Türkismäander*“, Gedichte: Island, Irland und Bretagne, Waldgut Verlag 2011; „*Der Fuchs ist ein Symboltier*“, Erzählung, Waldgut Verlag 2014 (erscheint Ende August).

Mit Oskar Pfenninger: „*Herbstflut. Bretagne – eine Liebesgeschichte*“, Waldgut Verlag 2012.

In der PEN-Anthologie „*Im Schnittpunkt der Zeiten – Autoren schreiben über Autoren*“ hat Irène Bourquin einen Essay über Armin Bollinger publiziert.

Irène Bourquin ist Mitglied des AdS (Autorinnen und Autoren der Schweiz) und des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Website: www.irene-bourquin.ch

Maisgelb

Er nahm sie bei den Schultern und schob sie, hinter ihr gehend, durch den Flur, ins Wohnzimmer. – Maisgelb leuchtete der Gabbeh-Teppich, gerahmt von Reihen winziger roter und blauer Quadrate, vereinzelt im Gelb ein kleines rotes Kamel, ein Hirte mit rotblauen Pferdchen, ein grüner Hirsch. Auf dem Teppich nebeneinander weiße Blätter, A4: Geschichten, aus einem seiner Tagebücher geerntet, Szenen, aus einer anderen Zeit ins Heute gefallen.

Sie streifte die Hausschuhe ab, genoss das weiche Maisgelb unter den Zehen, setzte sich im Schneidersitz vor die Blätter, begann zu lesen.

„Du bist perfekt“, sagte er, „nicht mit den Hausschuhen auf den Teppich – der Teppich, das sind für mich Tatami.“ Sie erinnerte sich an seinen Essay über das japanische Lebensgefühl, an die Großmutter, die das kriechende Kleinkind warnt vor dem Räuber, der sich unter den Bodenmatten verstecken und mit dem Schwert durch einen Spalt stechen könnte: die Zugluft zwischen den Tatami.



Foto Banao Nambo

„Ich gehe gerne barfuß auf dem Teppich“, erklärte sie, den Kopf hebend, und ihr Blick fiel auf das moderne Bild an der Wand, die ocker, rot und blau sich auftürmende Architektur, Treppenstrassen, braune und graue Schattenzonen: Eine Jazzband zog durch die Gassen der Altstadt, in ihrem Kopf, New Orleans-Klänge, als sie nach langer Fahrt den Hügel hinauf in diese südliche Stadt kam, in einer anderen Zeit, mit einem Anderen.

Sie sah ihre Hausschuhe neben dem Teppich, seine Hausschuhe – und sie sah seine Straßenschuhe über die Orientteppiche in ihrem Haus gehen, ungeniert, die blaue Treppe hinauf bis ins Schlafzimmer, über den blauen Teppich. Sie hatte ihm das halbabstrakte Landschaftsbild zeigen wollen, mit den dunkelblauen Bergschnitten im heller blauen, den Blick weit in die Bildtiefe ziehenden See, dem mächtigen, braun gebogenen Baumstamm, der breiten rosa Wolkenbahn – „Hausschuhe“, dachte sie laut, „ich hatte keine Hausschuhe für dich – wir sind skandinavische Sitten gewohnt, die Sockenfüße der Cousins aus Norge.“ Auch sich selbst sah sie, im Farmhaus auf der Insel aus Feuer und Eis: von draußen kommend ein Schritt zuviel in den Flur – das Gesicht des Bauern, der Feriengäste aufnahm, zeigte Unwillen. Please, sagte er, wies auf die Schuhpaare, die an der Wand standen.

Schuhe, Hausschuhe, Socken, Fußsohlen – der Teppich, das warm leuchtende Maisgelb, in dem sie versank, der Mais, das Fladenbrot, Mais, Bohnen und Kürbis, die vage Erinnerung an ihr Volk, im Nebel eines fernen, früheren Lebens.

Aus: Irène Bourquin, „Der Fuchs ist ein Symboltier“, Erzählung, Waldgut Verlag, Reihe lektur, Band 42, Frauenfeld 2014. Erscheint Ende August.

Die Brücke

Die alte Brücke schwang unter seinen Schritten. Auf ihr zu gehen, war ein Genuss. Das dunkle Holz unter seinen Sohlen fühlte sich an wie Samt. Durch die Fenster der halb offenen linken Seite strömte breit der Fluss. – Auf den Balken der Dachkonstruktion saßen tausend eiserne Nadeln. Kein Vogeldreck, nirgends.



Foto Martin Steiner

Neben ihm ging auf leisen Sohlen sie. Gemeinsam hatten sie einen Ausflug gemacht; Vorwand war die Vernissage eines Malers. Das Kunstmuseum konnten sie nicht gleich finden, obwohl es im Zentrum lag. „Mir ist es völlig egal, ob wir das Museum finden“, sagte er. Er trug Blau von Kopf bis Fuß: ihre Lieblingsfarbe. – An der Vernissage hielten sie sich abseits. Das Piano hörten sie nur von fern. Sie folgten einander von Raum zu Raum. Leise trat er hinter sie, strich mit dem Finger zart über ihren Hals.

Die Brücke schwang unter den Schritten. Wieder sah er in sich den weißen, quadratischen Turm: Einsam ragte er auf im Zentrum des kleinen Altstadtplatzes. Längst abgerissen die Kirche – eine Tafel am Turm erwähnte einen Brand, den Wiederaufbau, Umbauten. Blassgelb leuchtete eine Fassade, vor der sich der Stamm einer Platane verzweigte. Am Ansatz der Äste warf die gescheckte Rinde Wellen, als wäre sie Haut.

Ein einzelnes Bogenfenster hinter dem Baum lenkte seine Gedanken zurück zur Kirche. – Sein Vater war Pfarrer gewesen.

Später saßen sie in einem Sommercafé auf steinernen Stufen am Fluss. Ihre Blicke schweiften über die Altstadt, die sich am anderen Ufer sanft vom blauen Nachthimmel abhob. Häuser, Türme, Kuppeln. Die Brücke stelte majestätisch durch den Fluss. Zwei Enten paddelten vorbei. Fledermäuse umschwirrten ihren Tisch.

Als er noch einen Espresso bestellen gehen wollte, drinnen an der Bar, spiegelte sich vor seinen Augen kurz die Szenerie, ehe sein Kopf in eine Plexiglasscheibe knallte.

Aus: Irène Bourquin, „Der Fuchs ist ein Symboltier“, Erzählung, Waldgut Verlag, Reihe lektur, Band 42, Frauenfeld 2014. Erscheint Ende August.

Beiträge

Jutta Birmele:

Anna Politkowskaja (1958 – 2006).

Im Oktober 2002 kam Anna Politkowskaja nach Los Angeles, um den *Courage in Journalism* Preis entgegenzunehmen. Auf meine Einladung hin kam sie am Tag zuvor zur California State University, Long Beach und hielt einen Vortrag über die politischen und gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Tschetschenen und Russen. Ich hatte sie kennengelernt, als wir an einer einwöchigen Informationsreise durch die Schweiz teilnahmen und mit einer Reihe von Journalisten, Künstlern und Wirtschaftswissenschaftler konferierten.

Annas Vortrag stieß an meiner Universität auf Empörung unter den russischen Einwanderern, die im Publikum saßen. Offensichtlich waren sie verärgert über Annas scharfe Kritik an Putin und der Darstellung der Brutalität des russischen Militärs, die sie aus eigenen Beobachtungen auf ihren vielen Reisen nach Tschetschenien (mehr als fünfzig!) erlebt und in der Zeitung *Novaya Gazeta* geschildert hatte. Ein Jahr zuvor war Anna drei Tage in Khatuni festgehalten und wiederholt körperlich bedroht worden.

Nach dem Vortrag brachte ich Anna zu einem weiteren Gespräch nach Hause. Ich war schockiert, als sie mir von mehreren Anschlägen auf ihr Leben durch Vergiftungsversuche berichtete und mit welcher Ernsthaftigkeit sie erklärte, dass früher oder später ihr Leben durch ein Attentat enden würde!

Bevor sie den Preis am nächsten Tag persönlich empfangen konnte, war sie bereits auf dem Wege zurück nach Moskau, wo tschetschenische Rebellen das Dubrowka Theater besetzt hatten und mehr als 900 Menschen als Geiseln festhielten. Auf Aufforderung der Tschetschenen sollte sie eine Vermittlerrolle übernehmen, um das drohende Massenblutbad zu verhindern. Wie wir wissen, war es zu spät.

Anna hat ihren Journalisten-Beruf als Berufung empfunden und ihr Leben eingesetzt, um ihn nach bestem Wissen und ohne Rücksicht auf Gefahren auszuführen. Nach einer Reihe von Jahren sind endlich einige ihrer Mörder von einem Gericht für schuldig erklärt worden. Diese einzigartig mutige Frau verdient unsere Aufmerksamkeit und Erinnerung.

Marko Martin:

Ein verdammt gutes Land

Marko Martin kam im Mai vor 25 Jahren aus der DDR in die Bundesrepublik.
Ein Blick zurück in Dankbarkeit

(Erstabdruck in Welt am Sonntag, 18.05.2014)

Es schien endlos zu dauern, ein letztes Mal. All die zähen DDR-Jahre jetzt noch einmal konzentriert in diesem Moment: Grenzübergang Gerstungen am 19. Mai 1989, heute vor fünfundzwanzig Jahren. Es war ein schwüler Mittag, und manche der Zugpassagiere hatten die Fenster geöffnet. Draußen auf dem Bahnsteig liefen die Uniformierten, Schäferhunde an der Leine, oder mit Metallstangen hantierend, an deren Ende Spiegel montiert waren. Dies für den Fall, dass sich unterhalb der Waggons Flüchtlinge versteckt hatten. Als sie in die Abteile herein kamen, konnte unsere Familie die offiziellen Ausreisepapiere vorzeigen – jene „Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR“, auf die wir jahrelang hin gearbeitet hatten mit Briefen und bei Vorladungen zur „Abteilung Inneres“, wo es ruhig und überlegt zu bleiben galt trotz der Drohungen und Schreie. Was wir erst Jahre später in den Stasi-Akten entdeckten: Ursprünglich sollten just an jenem 19. Mai - nach „Schaffung von Beweismaterial“ - mein Vater und ich verhaftet werden. Statt Gefängnis aber hatten sich die anonymen Schicksalsmächte schließlich für Entlassung entschieden.

Zum Glück blieben bei der Kontroll-Prozedur die zwischen den Spielsachen meiner kleinen Schwester versteckten Manuskripte ebenso unentdeckt wie die Negative, die mein Vater noch am Vorabend in unsere Schuhsohlen eingenäht hatte: Abfotografierte Dokumente, die sich im Westen als nützlich erweisen könnten – über seine zweijährige Haft als Kriegsdienstverweigerer oder meinen Rausschmiss aus Schule und Lehrstelle, dazu den verweigerten NVA-Dienst. Nerven, zum Zerreißen gespannt. Und dann setzte sich - langsam, sehr langsam - der Zug in Bewegung. Ließ diesen Bahnsteig hinter sich, den abraisierten Waldhang jenseits der Grenzanlagen, jene Art Leben. Wenig später ein Dörfchen, „Westautos“ auf den Straßen. Mutter begann zu weinen, mein Vater biss sich auf die Lippen.

Erst spät am Abend kamen wir im hessischen Gießen an. Erste Impression: Das gerahmte Foto im Häuschen der Bahnpolizei - statt einem Genossen Generalsekretär ein Hund mit schief sitzender Dienstmütze auf dem Kopf, während im Radio HR3 dudelte. Dazu die freundliche Auskunft jener anderen Uniformierten, wo sich das Übersiedlerlager befindet. Welches freilich völlig überfüllt war - die DDR kippte ihre Untertanen in Schüben aus, um das westliche Aufnahmesystem zum Erliegen zu bringen. Gut, dann wurde eben der Keller genutzt – mit Sperrholzschränken als Wänden, dazwischen gespannten Laken als Türen, während die Liegen vom Roten Kreuz kamen. Frühsommerliche Kellernächte, in denen meine Schwester zum ersten Mal seit Monaten nicht mehr schreiend aufwachte; trotz der ungewohnten Umgebung hatte die Neunjährige gespürt, das plötzlich ein schrecklicher Druck weg war, eine atmosphärische Panik. Wohl wurden wir einmal durch wüsten Lärm geweckt und

erfuhren den Grund am nächsten Morgen: In einem der Zimmer hatten Ausgereiste einen Stasispitzel wiedererkannt und beinahe tot geschlagen. Auch schimpften in der Essensschlange die DDRler über die Russlanddeutschen („Die hatten wohl mal ´nen deutschen Schäferhund“) und schüttelten die Köpfe, als mein Vater und ich einem uralten Ehepaar aus Kasachstan beim Ausfüllen der Formulare halfen. Letzte Ausläufer der alten Zeit...

Am 23. Mai, wir wohnten noch immer im Keller, wurde im Gießener Rathaus der 40. Geburtstag des Grundgesetzes gefeiert. Der einst ebenfalls aus der DDR entkommene Reiner Kunze las Gedichte, dann wurde die Haydn-Hymne gespielt: Quartett-Musik in Zimmerlautstärke. Das Buch, das mir Reiner Kunze schenkte, damals ganz zu Beginn unser Freundschaft, wurde sofort im Keller gelesen - und noch heute sichtbar, welche Verse ich mir anstrich: „Ich bin angekommen/ Ich habe getastet/ Doch ich bin angekommen/ Auch dies ist mein land/ Ich finde den Lichtschalter schon/ im dunkeln“.

Ja, wir waren hier in einem guten Land, und da wir uns unbedingt am Bodensee ansiedeln wollten, geschah es auch so – via Aufnahmelager Rastatt, einer ehemaligen französischen Kaserne. Das Übergangsgeld war knapp, doch ausreichend. Auch wenn dann an der Supermarktkasse die Verkäuferin meinen Vater, der nicht schnell genug alles aufs Laufband gestellt hatte, anherrschte: „Bei uns hier im Weschte wird gschafft, net gschlafe...“ Wir standen, die Plastiktüten in den Händen, bereits wieder auf der Straße, als Papa nochmals hinein an die Kasse stürmte: „Wissen Sie was? Ich war im Osten selbstständiger Handwerksmeister, da hab´ ich in der Tat den ganzen Tag gschlape...“

Was ich damals mit meinen 19 Jahren unterschätzte: Für die Eltern, die mit 43 Jahren plötzlich wieder am Punkt Null beginnen mussten, war diese Ankunft nicht allein ein Abenteuer, sondern die immense Herausforderung, ein neues Familienleben zu meistern, Wohnung und Arbeit zu finden. Und dazu für mich ein Gymnasium, um endlich das Abitur nachzuholen. Auf zwei geborgten Fahrrädern fuhren wir nach Singen am Hohentwiel und wurden schnell fündig. Zivil effektive Bundesrepublik, wo der Ost-Immigrant dann von anderen Einwanderer-Kindern und Einheimischen offenherzig aufgenommen wurde: Die um Jahre jüngeren Mitschüler ohne jedes Ressentiment - stattdessen ein Wettbewerb, wer mich zuerst nach Hause zu den Eltern einlädt, die mich nur so mit Fragen überhäuften. Francas Familie war einst aus Salazars Portugal ausgewandert, Marias italienischer Vater „schaffte“ bei Alu-Singen und war sichtlich stolz, dass es nun seine Tochter war, die dem Ex-Ostler bei kniffligen Mathematik-Hausaufgaben helfen konnte. Während der pensionierte Direktor „meines“ Hegau-Gymnasiums es sich nicht nehmen ließ, Französisch-Nachhilfe zu erteilen - wenn auch in recht konventioneller Manier mit auswendig zu lernendem Voltaire. („Au meurtrier! Justice, juste ciel!“), klagte L´Avare.)

Zum Glück sorgte gleichzeitig eine junge Referendarin mit ihrem marokkanischen Freund dafür, dass ich auch Gegenwartsfranzösisch lernte - sehr praktisch dann beim ersten Besuch im Nachbarland, beim großen Staunen zwischen Straßburg und Colmar (wo inzwischen meine Schwester mit Mann und Kindern lebt). Nicht vergessen meine Lehrerin Illdikó Pap, die einst aus dem kommunistischen Ungarn geflohen war und mir nun Englisch-Nachhilfe gab – gratis. Ohne ideologisches Brimborium: Welche Solidarität da unten am beschaulichen Bodensee.

Im Sommer dann auf den Radwegen von Radolfzell nach Konstanz oder mit den Schulkameraden hinüber nach Hemishofen in die Schweiz, zum Schwimmen im Rhein. Und jedes Auto, das langsam neben dir her fährt, ist schlicht ein langsam fahrendes Auto und keine Stasi-Aktion zur „psychischen Zersetzung“. Der Vater eines Mitschülers arbeitete beim Zoll an der Grenzstation Rielasingen – und wunderte sich, weshalb der Ostler da auf seinem Fahrrad jedes Mal fröhlich salutierte, wenn er vom Rhein-Schwimmen zurück kam und das schwarzgelbe Schild Bundesrepublik Deutschland sah. Aber wie auch nicht? Dieses Land - mein Land - ist ein verdammt gutes Land. Bis heute.

Im Sommer erscheint Marko Martins neues Buch:

„Treffpunkt '89. Von der Gegenwart einer Epochenzäsur“.

Roland Merk:

*Anarkadien der Poesie oder vom Engel der Zukunft
Prosaische Fragmente zur Lyrik*

Lyrik dieser Tage hat einen schweren Stand. Ihr Problem sind nicht nur ihre zahlreichen Verächter, die wie schlechte Schüler sich über ihre angebliche Hermetik, Esoterik oder Komplexität beklagen – deshalb wird man auch ihre Voten nicht für bare Münze nehmen können – , sondern in einem umfassenderen Sinne unsere Zeit, die gegen sie spricht, ja sprechen muss. Kurz und gut: Die Prosa unseres Lebens macht dem Leben der Poesie im buchstäblichen Sinne den Prozess.

*

Dass es „schlechte Zeiten für Lyrik“ sind, wissen ja nicht nur die Dichter selber, sondern mittlerweile und seltsamerweise auch die, die Gedichte nicht lesen. Aber so seltsam ist dies auch wieder nicht, ein Satz sei gewagt, der Verdacht sei angemeldet: Es macht den Anschein, also ob die „Entzauberung der Welt“, die Max Weber mit der Moderne heraufziehen sah, denen zurückbezahlt werden soll, die sie ans Verzauberte und Verzaubernde noch mahnen, den Dichtern also. Weil die Welt so ist, wie sie ist, eben halt die Prosa des Lebens, die wir zu Genüge kennen, darf das, was an ihr Gegenteil erinnerte, nicht in den Blick kommen. Max Weber sprach vom „stahlharten Gehäuse“, auf das wir zugehen, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der „Dialektik der Aufklärung“ vom „Verblendungszusammenhang“, alle drei mit einem fast schon lyrischen Ton, und der Dichter Friedrich Hölderlin in „Brod und Wein“ sah schon in der Morgenröte der Moderne die „heilige Nacht“ und die mit ihr gekoppelte Frage am Horizont aufkommen: „Wozu Dichter in dürftiger Zeit“?

Ja, die Prosa steckt die Poesie an. Zwischen dem Bild in aller Auge von Carl Spitzweg vom „Armen Poeten“, den der Maler bereits ins Dachkämmerchen verbannte, und dem Umgang der Moderne mit Lyrik gibt es eine heimliche Übereinkunft. Nicht nur einzelne Dichter werden ins Dachkämmerchen verbannt, sondern mit Ausnahme revolutionärer Passagen die Dichtung der Moderne als solche. Schon Flaubert brachte 1852 das chronische Missverhältnis auf den Punkt: „Um dem französischen Geschmack zu gefallen, muss man die Poesie, wie man es mit Pillen macht, in einem farblosen Pulver fast verstecken und ihm so, ohne dass er Ahnung davon kriegt, zum Schlucken geben.“

*

„Gesang ist Dasein“, so lautet eine Zeile zum Wesen der Dichtung aus „Die Sonette an Orpheus“ von Rainer Maria Rilke. Aber die Macht des Gesanges ist gefahrvoll, sie erinnert den Menschen, in dem sie ihm die Brust öffnet, an die Tage ohne Lieder, an die tägliche Selbstbehauptung und Versagung. Der Dichter Homer nannte schon den Preis: Um sich vor der Verlockung der Sirenen zu schützen, lässt sich Odysseus an den Mast binden, um dem Gesang zu lauschen, während seine Mannschaft mit Wachs in den Ohren rudert. In Kafkas Version des Mythos steht die graue Moderne als Bild des „stahlharten Gehäuses“ auf. Während Odysseus angekettet und mit Wachs in den Ohren Richtung Sirenen fährt, im Glauben, so Kafka, sie „sängen und nur er sei behütet, es zu hören“, fahren die Sirenen „eine noch schrecklichere Waffe als den Gesang, nämlich ihr Schweigen“ auf. Selbstbehauptung war vielleicht schon immer in der Geschichte des Menschen Selbstverleugnung, Versagung. Davon darf der Gesang der Menschen aber nicht singen. Von Homer zu Heine ist es so eine heimliche Wachsspur, auch Heines

Zeilen werden mit dem kulturellen Wachs der Moderne in den Ohren gelesen: „Ein neues Lied, ein besseres Lied, / O Freunde, will ich euch dichten! / Wir wollen hier auf Erden schon / Das Himmelreich errichten.“ Dieser Gesang, den Heine noch anstimmte, wird an den Mast des Exils und mit Lächerlichkeit abgestraft. Die Nervosität, mit der lyrisch sprachlicher Überschuss, Pathos und Utopie geahndet wird – der Autor dieser Zeilen macht sich nichts vor, dass auch er der Lächerlichkeit angeklagt wird – führt ins Herz der Daseinslogik. Eine Sprache, die noch „ozeanisches Gefühl“ transportierte, wie es Romain Rolland Sigmund Freud entgegenhielt, muss vom Realitätsprinzip geahndet werden. Das „Unbehagen der Kultur“ ist auch diese szientistische Höhle der Ideen und Vorurteile, in der die Erschließung der Welt mit den Mitteln der Lyrik, also mit genuin menschlichen Kapazitäten, keinen Platz mehr haben darf. Diese Höhle – man denke an Martin Heideggers Satz „Die Wissenschaft denkt nicht“ – scheidet aus und macht blind. So antiquiert in der Tat die romantische Funktion des genialen Dichters als Seher ist, sie erinnert beunruhigend uns Zeitgenossen daran, dass es vormals noch Vorstellungen von Sonne jenseits unserer institutionalisierten Ratlosigkeit gab.

*

Die Frage Virginia Woolfs: „Sagt, leiden die Wörter?“ ist für die Lyrik der Gegenwart ein trigonometrischer Punkt. Die Möglichkeiten, in der Sprache zu atmen, haben abgenommen, die Sprache muss spröder und härter werden. Von dieser Welt, sagen wir es so, in blumiger Sprache zu dichten ist angesichts der beschädigten Welt lächerlich, aber immerhin, die Lächerlichkeit könnte aufhorchen lassen. Dass ein Teil des lyrischen Erbes nur noch mit einem Augenzwinkern zu lesen ist – Klopstocks Oden etwa oder Goethes Senseheimer Gedichte – wird als solches nicht registriert. Der zeitgenössische Satz: „Unsere Welt ist halt eine andere!“ ist dabei apologetisch, so apologetisch wie Klopstocks Gedichte etwa. Der Wortschatz klassischer Lyrik hat einen anachronistischen Beigeschmack und vieles geht mit der deutschen Sprache nicht mehr. Das fängt im Unterschied zur französischen Sprache etwa schon beim Wort „Poet“ an. Die Sprache im technischen Zeitalter verträgt kaum Pathos mehr. Als Paul Celan vor der Gruppe 47 mit meditativer Stimme aus seinem Gedicht „Die Todesfuge“ liest, stößt der Lyriker auf die abgrundtiefe Reserve von einigen Prosa-Autoren. Celan schreibt daraufhin in einem Brief an seine Frau: „Diese Stimme muss angefochten werden, damit die Ohren der Zeitungleser keine Erinnerung an sie behielten. Jene also, die die Poesie nicht mögen – sie waren in der Mehrzahl – lehnten sich auf.“ Celans Satz, dass die lyrische Stimme angefochten werden muss, hat seine stille Bedeutung nicht nur ad personam, sondern auch für die Konjunktur des Gedichtes. So unhintergebar „Auschwitz“ für die Lyrik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, sie gerät nach Celan bereits mit den modernen „Ohren der Zeitungleser“ in Krise.

*

Theodor W. Adornos Diktum „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“ war dem Dichter der „Todesfuge“ nicht geheuer, wohl aber Adornos späte Einsicht, wie er es in den *Meditationen zur Metaphysik* in der *Negativen Dialektik* formulierte: „Das perennierende Leiden hat soviel Recht auf Ausdruck wie der Gemarterte zu brüllen, darum mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz ließe sich kein Gedicht mehr schreiben.“ Der apodiktische, erste Satz Adornos war falsch. Er tradiert versteckt das Vorurteil, dass Lyrik nur über ein feierliches Register in der Stimme und nur die Schönheit im Auge hätte. Barbarisch aber ist das Gedicht nach Auschwitz nur, solange es genau dies tut. Dabei wissen wir doch mit Bertolt Brecht vom Gegenteil: „In den finsternen Zeiten / Wird da auch gesungen werden?/ Da wird auch gesungen werden. / Von den finsternen Zeiten.“ Die Vorbehalte gegen die Stimme der Lyrik in der

Gegenwart speisen sich aus alten Vorurteilen, und Adorno hatte nur die klassische Lyrik vor Augen. Mehr noch als Prosa aber hat die zeitgenössische Lyrik ihre geschichtlichen Lektionen verarbeitet. Sie ist von Haus aus immuner gegen die kulturindustriellen Verführungen dieser Tage, gewissermaßen „vorkantisch und vorkritisch“ daher zu kommen und zu schreiben. Weil sie marginalisiert ist, ist der Druck, in alte Muster des Lyrischen zu fallen gering, im Gegensatz zum fabrizierten Roman, der so daherkommt, als wäre unsere Welt eine barocke Idylle, die sich munter erzählen ließe, und nicht fraktal, die nach neuen Formen der Prosa verlangt.

*

Nach der Hegelschen Ästhetik hat „die Poesie das Recht, nach innen fast bis zur Verzweiflung und im Äußeren bis zur Hässlichkeit als solcher fortzugehen“, das scheint mir auch heute noch eine gute Weisung für zeitgenössische Lyrik zu sein. Sie kann auf ihre Weise den Menschen in die „Mündigkeit“ (Kant) führen, indem sie ihm einen Mund gibt, der mit allen und von allen Sinnen und intellektuellen Fakultäten spricht und von allen Erfahrungen lebt. Sie hat ihre eigene Erkenntnistheorie und Praxis, in der die Regungen, Vorbewusstes, Emotionen, Verstand und Vernunft sich zur Erkenntnis eigener Art verdichten. Weil sie von dem was ist, betroffen ist, trifft sie auch. Weil sie es schlecht aushält im „Hienieden“, ist sie fordernd, wünscht mehr als das, was ist. „Dass etwas fehlt“, wie Brecht einmal schrieb, ist ihre genuine Betroffenheit, die sie zum Sprechen bringt.

Der Mensch, der zusehends überflüssig wird, erhält in der zeitgenössischen Lyrik einen Ort. Ihr Arkadien ist das Anarkadien der zum globalen Markt drängenden Welt. So ist ihr Lied das ewige Eiapopeia dieser einförmigen, auf die Herstellung von Gütern fixierten Zeit, so ist ihre Lichtung die versammelte Flut an Bildern. Auf beide reagiert sie mit einer Mischung aus überlegtem, wortkargem Sehertum. Ihr Elysium ist die triste Wüste ohne Ende, die wir kennen. Hier trägt, wie ich in dem Gedicht „Leere Zeit“ schrieb, das „Echo das Antlitz der Totenstille, hier zaubert Fata Morgana die Nacht zum ewigen Tag“, und „nur das spärliche Gras zittert vor Angst noch den Zusammenhang herbei“. Poesie weiß, dass der Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag wurde. Sie räumt ein, dass die Nacht ihr Licht hat, mehr aber auch nicht, genau so wie es Heiner Müller in dem Gedicht „Brecht“ getan hat, so schreibt er: „Die Zeiten sind heller geworden./Die Zeiten sind finstrier geworden./Wenn die Helle sagt, ich bin die Finsternis/Hat sie die Wahrheit gesagt./Wenn die Finsternis sagt, ich bin/Die Helle, lügt sie nicht.“

Zeitgenössische Poesie, die von dem, was ist, etwas fühlt, etwas innerviert, geht instinktiv von dem aus, was die Philosophie die „Dialektik der Aufklärung“ oder eben „Verblendungszusammenhang“ nannte. Sie ist, wenn man so will, sein poetisches Bewusstsein. Sie ist, indem sie es so sagt, auch Bewusstsein der Ironie, genau in dem Sinne, den Kierkegaard damit verband, als er schrieb: „Die Ironie im strengeren Sinne richtet sich nicht gegen das eine oder andere einzelne Daseiende, sie richtet sich gegen die ganze, zu einer gewissen Zeit und unter gewissen Umständen gegebene Wirklichkeit.“ Sie ist deshalb auch, so sah es Karl Marx, und so sehe auch ich es mit einem gewiss verbauterem Horizont, das Bewusstsein der Möglichkeit einer objektiv besseren Welt.

Lyrik liebt den Stachel des Denkens, das Negative, und verdrängt nicht. Sie hält die Wunde, die wir sind, offen, indem sie der Negativität unseres Daseins ins Auge schaut, ohne versteinert zu werden. Das Negative zu zeichnen, ohne es zynisch zu wiederholen und es bei diesem Geschäft apologetisch zu belassen, das ist angesichts der zunehmenden Versteinerung des Sinnes ihre Aufgabe. Sie unterhält die Weite und den Durst nach ihm, sie hält der Ratlosigkeit und dem gut installierten melancholischen

Gefühl der Absurdität den Zorn, den Ernst und das Unerhörte des Muts entgegen. Sie ist die Bewegung, die allem nachgeht, sie ist der Geist, der stets verneint. So liebt sie mehr die Möglichkeit als diese Wirklichkeit, ja sie pfeift auf den scheinbar so kritischen Hinweis der Verzagten, dass die Idee leider der Realität nicht entspräche, und antwortet mit dem Philosophen Hegel: „Dann um so schlimmer für die Wirklichkeit!“ Sie ist, um es mit Rilke zu sagen, der Blick des Panthers hinter den Stäben hervor, ja sie ist sein Sprung durchs Nadelöhr der Gitter in die Utopie.

*

Hinter uns liegen die Ruinen der Geschichte – auch der mutwillig mit Füßen getretenen Erwartungen, Hoffnungen und Ideen –, unsere Gegenwart ist obdach- und bodenlos und unsere Zukunft schon Vergangenheit, weil, um ein schönes, zeitgenössisches französisches Sprichwort zu zitieren, das Zukünftige keine Zukunft mehr hat: *Le futur n’a pas d’avenir*. Das ist unsere geschichtsphilosophische Situation – noch nie ging uns die Zukunft mehr an als in dieser, unserer Epoche, noch nie war die Zukunft so verbaut, so ohne Zukunft.

Die Katze im Trickfilm, kurz bevor sie vom Lauf der Welt, also der Schwerkraft getrieben, in den Abgrund stürzt, rennt besinnungslos im Luftleeren. Gewiss, dies ist ein Bild auf unsere Zeit, und Walter Benjamin hätte sicher seine Freude daran gehabt, aber wir sind heute weder in einem Trickfilm, auch wenn unsere Geschichte so einsinnig trickreich wie dieser daherkommt, noch ist unsere Zeit die Walter Benjamins.

Machen wir uns nichts vor, unser Engel der Geschichte ist nicht mehr der Engel Walter Benjamins aus seinen berühmten Thesen „Über den Begriff der Geschichte“. Unser Angelus Novus kündigt von einer neuen Situation und deshalb von einem neuen Lied, von einer neuen Sicht auf die Dinge, von einer neuen Poesie. Unser Engel sieht nicht mehr aus, als „als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt“. Zwar sind auch seine „Augen aufgerissen“ und auch „sein Mund steht offen“ vor Schreck, zwar sieht auch er in der „Kette von Begebenheiten“, eine „einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert“, doch ist unser Engel nicht erschreckt über das, was sich ereignet hat, sondern über das, was sich ereignen wird, wenn wir so weiter tun. Unser Engel der Geschichte kommt nicht mehr erschreckt aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft, dieser unsichtbaren Mauer, diese große Katastrophe, auf die wir mit Lichtgeschwindigkeit zusteuern.

Starrend sind die Augen dieses Engels, riesengroß und weit aufgerissen und hellleuchtend vor Schreck, weil er in die Nacht der Nächte sah. Zerfetzt die Flügel, oftmals im Leeren schlagend, breitet er sie über den düsteren Horizont aus, um wie das Unheil von uns abwenden zu wollen. Aber dieser Engel, der weder vom Paradies vertrieben, noch vom Himmel geschickt ist, ist um so mehr erschreckt, als er weiß, dass er auf die tauben Ohren der Menschen stößt. Er ist der Engel unserer Situation. Seine Rede ist keine an die Nachgeborenen mehr, sondern eine an uns, im Namen der Ungeborenen. Seine Botschaft ist: *Vor uns die Sintflut!* und seine Traurigkeit, sein Spleen: *Es wird alles gewesen sein, wenn die Menschen sich nicht ändern!*

*

„Dichterisch wohnt der Mensch“ nur noch bei Martin Heidegger, weil der Weltbezug, den er noch im Auge hatte, letztlich doch ein bäuerischer, den „Bewandtniszusammenhang“, die „ganze Dimension“

noch stellen konnte, so dass Heidegger trotz seines berühmten Aufsatzes „Die Frage nach der Technik“ noch in gleicher Zeit in den 1950er Jahren zur Frage nach dem sogenannten „großen Ganzen“ schreiben konnte: „Dieses Maß erblicken, es als das Maß er-messen und es als das Maß nehmen, heißt für den Dichter: dichten.“ Doch heute angesichts des „prometheischen Gefälles zwischen Mensch und Technik“, wie es Günther Anders nannte, ist dieses Maßnehmen des Ganzen als Wesen des Dichtens herausgefordert, und „das Ganze“ mehr als fraglich. Der durch die Moderne in Stücke gehauene Orpheus, dem man das Schöne und Gute aus dem Werkzeugkasten der Kunst mit Recht genommen hat, muss davon singen. Die Frage Hölderlins „Wozu Dichter in dürftigen Zeiten?“ kann so beantwortet werden: Der Dichter ist nicht mehr wie bei Kierkegaard „das Genie der Erinnerung“, sondern das Genie des vorausgenommenen Schreckens. Er ist der Orpheus, der nicht um den unwiederbringlichen, sondern um den vorausgenommenen Verlust warnt und klagt.

Poesie ist Berührung dieser Welt und dieser Zeit, sie ist nur für die Wissenschaft magisch. Der russische Dichter Ossip Mandelstam nannte die Dichtung „eine Maschine, die Zukunft einzufangen“, ich füge für unsere Zeit hinzu, eine Zeitmaschine, um in die Zukunft zu fahren und von ihr als dem verlorenen Paradies warnend zu künden, sollten wir unser Dasein nicht ändern.

Lyrik ist „Promesse du bonheur“, Versprechen des Glücks, doch heute nur durch die Negativität hindurch, in dem sie dieser Welt ihre Wunden vorhält. Sie ist der unversöhnte Wind, der sich noch um Zusammenhänge bemüht unter einem Regen aus Steinen, sie ist die Sprache, die vom Grau in Grau dieser Gegenwart und Zukunft handelt, ohne es in Farbe übersetzen zu wollen – auch hier ist ihr Programm Anarkadien.

*

Der Mensch hinkt nach dem Philosophen Günther Anders nicht nur mit seiner Vorstellungskraft der Technik nach, sondern möglicherweise auch mit seiner Sprache. In „Sprache und Endzeit“ schreibt er angesichts der Enormität unserer 'Werke', die wir zur Sprache bringen müssen, daß „wir, wenn uns das nicht gelingt, verloren sein könnten; oder dass wir, weil uns das nicht gelingt, Verlorene sind.“ Dies ist der Rahmen, der die Lyrik der Gegenwart und Zukunft herausfordern wird. Gelingt uns dies nicht, wird der Mensch als mündiges Wesen ganz verschwinden. Dann wird auch die Lyrik und ihre Geschichte, wie es der zeitgenössische französische Lyriker Jean-Michel Maulpoix in „Adieux au poème“ mit einem Vers Stéphane Mallarmés schrieb, dies sein: „Le minuscule tombeau, certes, de l'ame – das ganz kleine Grab, gewiss, der Seele“.

© Roland Merk 2013

Gerda Nischan:

Autobiographie eines Kindes

Angst. Die Angst war immer da. Unterschwellig. Ob man über die Straße rannte, oder nur mal kurz draußen spielen wollte: Man hatte Angst. Jeden Augenblick konnte irgendetwas Schreckliches passieren, Bomben vom Himmel fallen, Häuser brennen, Menschen weinen. Hatte ich gebeten, in solch einer Welt zu leben? Wer hatte mich gefragt, ob ich mein Leben, was immer es auch war, so gestalten wollte? Wie gut, dass ich das alles nicht so richtig begreifen konnte und mich einfach an die Mutter klammerte.



Ich wurde am 24. März 1940 in Frankenthal Pfalz geboren und hatte drei Geschwister. Mein Bruder Armin war der Älteste, danach kamen meine Schwester Lore und dann meine Schwester Marga, und dann kam ich. Nach dem Ende des Krieges wurde meine jüngste Schwester Christa geboren.

Wir spielten zusammen und wir zankten uns wie es so üblich ist unter Kindern, aber im Allgemeinen kamen wir doch gut miteinander aus und wir hatten eine wunderbare Mutter, die alles zusammenhielt. Ich denke oft daran, wie hart dieses Leben für sie gewesen sein muss, sie, die ich selten klagen hörte, und sie war doch noch eine sehr junge Frau von Anfang dreißig.

Für uns Kinder war der Krieg doch wieder ganz anders. Ja, da war die Angst, aber man verstand ja das ganze Fürchterliche überhaupt nicht, warum die Bomben fielen, warum man in den Luftschutzkeller rennen musste wenn die Sirenen heulten und warum es oft nach Phosphor roch, und warum die Häuser brannten. Da war es am besten, man ging brav an der Hand der Mutter, die bestimmt die Antwort hatte, warum das alles geschah, und man fragte dann auch nicht nach dem Warum.

Ich erinnere mich an den Luftschutzkeller, der immer voller Menschen war. Einmal sah ich ein kleines Mädchen, das nicht älter schien als ich es war, auf dem Holztisch liegend, mit vom Fuß bis zum Knie aufgeschlitztem Bein, und ich wunderte mich, warum es nicht schrie.

Manchmal wackelten die Wände, und die Leute im Bunker schrien. Aber manchmal herrschte auch unheimliche Stille, und dann war auf einmal die Türe wieder auf, und die Menschen stürmten die Treppe hinauf. Einmal stürzte eine Frau beim Hinaufgehen, und Andere stürzten und fielen über sie auf der Treppe, und meine Mutter mit meiner älteren Schwester fiel, es war schrecklich. Eine Frau starb in dieser Nacht, und meine Schwester hatte lange Zeit Kopfschmerzen.

Ich habe eine schwache Erinnerung an meinen Vater während eines dieser Luftangriffe. Warum wir in einem Hauseingang standen statt im Luftschutzkeller zu sein, als die Bomben fielen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass es ein ganz fürchterlicher Bombenangriff war und dass danach unsere Stadt ziemlich zerstört war. Die Menschen im Hausflur beteten. Wie lange die Bomben fielen weiß ich auch nicht, es schien eine Ewigkeit zu dauern, aber unser Krankenhaus, das ganz in der Nähe unserer Wohnung lag, brannte danach 3 Tage lang. Ich erinnere mich, dass ich mit meiner Mutter in die Küche unserer Wohnung lief, um ein Glas Milch zu trinken, aber die Milch war schwarz von Asche. Mein Vater war nicht mehr bei uns, und ich sah ihn erst wieder im Januar 1948, als er aus französischer Gefangenschaft zurückkehrte.

Die Ruine des Krankenhauses wurde später unser bevorzugter Spielplatz. Im Winter, wenn der Schnee wochenlang liegenblieb, machte es viel Spaß, den tiefen Krater, den die Bomben geformt hatten, hinunterzuschlittern, mit einem richtigen Schlitten, falls man einen besaß, aber ein großer Metalldeckel funktionierte genau so gut. Die Ruinen in der Stadt waren ideal zum Versteck spielen. Keines von uns Kindern dachte an die Gefahr, in der wir uns manchmal befanden, denn Steine und Mauern hätten ja auf uns fallen können.

Eines Tages wurde die Pestalozzi-Schule bombardiert. Viele Kinder und Mütter kamen dabei ums Leben. Mütter, die in die Schule geeilt waren, um ihre Kinder mit eigenen Händen unter den Trümmern herauszugraben. Später, als ich älter war, ging ich oft zum Friedhof, wo die 52 Kinder und Mütter begraben waren. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie ihr Leben verlaufen wäre wenn sie diesen furchtbaren Luftangriff überlebt hätten.

Ich war 5 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Keine Bombenangriffe mehr, kein in-den-Keller-rennen. Stille, einfach Stille. Das war komisch. Weiße Tücher flatterten in den Fenstern. Das war auch komisch. Große unbekannte Lastwagen fuhren durch die Straßen. Da gab es dann Kaugummi und Schokolade. „Die Amerikaner sind da“ sagten die Leute. Was war das denn nun wieder? Was hatte das zu bedeuten? Wir Kinder rannten auf die Straße, sobald wir die Lastwagen hörten und sammelten die Süßigkeiten, die aus den Lastwagenfenstern flogen. Manchmal war es Schokolade. Schokolade!

Der Winter von 1946 war ganz furchtbar. Nie zuvor war es jemals so kalt gewesen. Die Eiszapfen an den Dächern und Fenstern tauten überhaupt nicht mehr auf. Wir hatten weder warme Kleider noch richtige Schuhe und es gab weder Kohlen noch Brennholz. Es gab keinen Baumstumpf mehr in der Umgebung, von dem man hätte Kleinholz abhacken können. Der Schnee blieb wochenlang liegen, und wir waren immerzu kalt und hungrig waren wir noch dazu. Meine Mutter kochte Suppe aus Kartoffelschalen. Zuckerrüben-Syrup auf einer Scheibe Brot war eine Köstlichkeit, die es hin und wieder gab.

Wir hatten in der Stadt eine Tauschzentrale, und als Kind dachte ich, das sei ein Geschäft, in dem man einkaufen könne. Manchmal waren Spielwaren im Schaufenster, aber oft auch Kleidungsstücke für die ganze Familie, oder silberne Kerzenhalter. Man konnte diese Gegenstände gegen andere eintauschen. So mancher silberne Kerzenhalter stand sehr lange im Schaufenster, Gebrauchsgegenstände wie Schuhe oder dergleichen aber waren nie lange zu sehen. Die Geschäfte in der Stadt waren ja alle ausgebombt, es gab nichts zu kaufen, man bekam Marken für einige notwendige Dinge, aber wir hatten ja sowieso kein Geld um etwas zu kaufen. Meine Mutter teilte das Brot ein: zwei Scheiben für jeden. Manchmal gab sie mir noch einen Teil von ihrer Portion ab. Ich träumte einmal nachts von einer halben Scheibe Brot. Bis zum heutigen Tag hat Brot eine tiefe Bedeutung für mich, ich backe es manchmal noch heute selbst, und ich kann nicht mitansehen, wenn Kinder oder Erwachsene Brot wegwerfen.

Eines Tages erhielten wir ein Postpaket mit einem großen Stempel „Care Package“ versehen. Unsere Mutter sagte, es käme aus Amerika. Das war eine Aufregung! Ein Feiertag! Trockenmilch, Kokosfett, Mehl, Kakao. Mutter fabrizierte wunderbare Dinge zum Essen daraus. Unsere Mutter! Sie lebte für uns. Sie fand sogar Zeit, mit uns abends zu lesen oder Geschichten zu erzählen, oft bei Kerzenschein. Wir lernten Gedichte und Geschichten auswendig. Sie half uns bei den Schularbeiten, und wir alle hatten immer gute Zeugnisse. Oft erzählte sie uns von ihren Brüdern, die fast alle noch in Gefangenschaft waren, und von unserem Vater, der noch immer in französischer Gefangenschaft gehalten wurde. Aber unser Vater würde bald freigelassen, vielleicht schon in ein paar Monaten, und dann würde es besser werden mit uns allen, denn er könnte ja gleich Geld verdienen. Wir konnten uns so einen Segen gar

nicht richtig vorstellen. Es herrschte immer große Aufregung, wenn ein Brief von unserem Vater aus Frankreich kam, aber oft weinte unsere Mutter dann den ganzen Tag.

Oft ging sie mit den anderen Frauen in der Nachbarschaft auf Beerdigungen im Friedhof. Wir Kinder fanden diese Zeremonien sehr interessant und machten ein Spiel daraus. Wir beerdigten einen toten Käfer oder Frosch in einer kleinen Holzschachtel, machten einen kleinen Hügel richtig mit Kreuz und allem Drum und Dran, pflanzten sogar Unkraut darauf, einer von uns spielte den Pfarrer, der eine kleine Andacht an dem neuen Grab hielt.

Ich kam 1946 in die Schule und lernte sehr schnell das Lesen und Schreiben und war damit in meinem Element. Nun konnte ich alle meine Lieblingsgeschichten, die unsere Mutter erzählt hatte, selbst lesen und ich las oft bis spät in die Nacht hinein. Ich schrieb meine ersten Gedichte.

Die Schule machte richtig Spaß. Wir erhielten Schulspeisung dort, das war einfach wunderbar. Griesbrei mit Rosinen, Linsensuppe, herrlich. Das Leben wurde so langsam besser. Unsere Mutter arbeitete bei einem Bauern, nicht für Geld sondern für Winterkartoffeln, Weizen und Ähnlichem. Auch hatten wir jetzt einen großen Garten, da gab es herrliches Obst und Gemüse, und wir halfen unserer Mutter - nicht immer freudestrahlend - mit dem Gießen und aßen oft die Erdbeeren wenn sie noch garnicht rot waren.

Da ich die Jüngste war, nahm die Mutter mich immer mit, und ich hörte oft die Gespräche der Frauen; ich erinnere mich, als wäre es gestern geschehen, besonders an einen Ausdruck, den die Frauen oft gebrauchten: „Dieser unselige Krieg, was hat er uns gebracht!“

Fast jeden Tag kamen Männer aus der Gefangenschaft zurück, aber unser Vater war immer noch in Frankreich. Warum nur? Es war schon Herbst 1947! Wieder einmal schrieb er, dass er jetzt auf jeden Fall an Weihnachten mit uns feiern würde, man habe ihm seine Freilassung fest zugesagt. Unsere Mutter richtete alles her, Konfekt und Kuchen sollte da sein, das schönste Fest sollte es werden, dieses Weihnachtsfest, mit unserem Vater endlich wieder bei uns. Aber dann eine Woche vor Weihnachten kam die niederschmetternde Nachricht, dass er nun doch erst mit dem nächsten Rücktransport im Januar rechnen könne. Ich kann mich noch genau an den Abend erinnern, wir sangen zwar unsere Weihnachtslieder wie jedes Jahr und freuten uns über den Kartoffelsalat mit den Würstchen und die wenigen, praktischen Geschenke, aber wir waren doch alle bedrückt. Zu lange hatten wir uns den Heiligen Abend mit unserem Vater vorgestellt. Unsere Mutter sagte nicht viel an diesem Abend.

Das Jahr 1948 kam und der Schnee lag wieder lange wie üblich und alles ging seinen gewohnten Gang. Aber eines Abends, ich glaube, es war der 24. Januar, stand ein Mann an unserer Haustüre und sagte zu mir, auf meine Frage, was er hier wolle, dass er mein Vater sei. Ich wollte es nicht glauben, dass dieser magere Mann mein Vater sein sollte. Aufgeregt rief ich nach unserer Mutter. Sie eilte herbei und die beiden fielen sich in die Arme.

Text zuerst erschien; in TRANS-LIT2, Vol.XVI/No.2,S33-37, Herbst 2010, und als Buch „*Briefe an einen Kriegsgefangenen*“ am 30.12.2010. Es wurde im Marz 2011 auf der Leipziger Buchmesse vorgestellt; die englische Fassung des Buches ist z.Z. beim Verlag.

Gerda Nischan wurde 1940 in Frankenthal (Pfalz) geboren und besuchte die dortigen Schulen. 1958 ging sie ins Ausland, um sich weiterzubilden, zuerst in die Schweiz und danach für ein Sprachstudium nach England (Lower Cambridge Certificate, 1963).

1967 ging sie nach Amerika, um am deutschen Konsulat in Philadelphia als Sekretärin zu arbeiten. Erste englische und deutsche Veröffentlichungen in Amerika in Poetry Journals und Anthologien mit mehreren Auszeichnungen (Awards der Poetry Society of Nord-Carolina 1976, 1978, 1981 und 1983).

Zahlreiche Veröffentlichungen in den Publikationen der Society for Contemporary American Literature in German(SCALG) von 1976 bis 2012.

Gerda Nischan schreibt und veröffentlicht in zwei Sprachen und lebt in Nord-Carolina.

Buchpublikationen:

Text zuerst erschien; in TRANS-LIT2, Vol.XVI/No.2,S33-37, Herbst 2010, und als Buch 2010:
„Briefe an einen Kriegsgefangenen“, Goethe Verlag, Frankfurt

<http://www.amazon.de/Briefe-einen-Kriegsgefangenen-Autobiographie-Kindes/dp/3837208826>

2013 „Dieses neue Leben“, Roman, erscheint Herbst 2013, Goethe Verlag, Frankfurt

Zahlreiche Lesungen in Amerika und Deutschland in Kultur-Zentren, Schulen, Colleges und an Konferenzen.
Lesungen an den Buchmessen Leipzig (2011) und Frankfurt (2011, 2013).

Frederick Lubich:

*„Von der größten kulturellen Diaspora in der Geschichte der Menschheit“
Interview mit Cornelius Schnauber,
dem deutsch-amerikanischen Brückenbauer transatlantischer Kulturprogramme*

Los Angeles, California

In memoriam Cornelius Schnauber (1939 - 2014)

Das Interview wurde im Spätsommer 2013 geführt. Am 21. Februar 2014 ist Cornelius Schnauber überraschend und viel zu früh in Los Angeles gestorben.





Cornelius Schnauber wurde 1939 in Freital bei Dresden geboren, floh als Fünfzehnjähriger 1954 zum ersten Mal in den Westen Deutschlands, kehrte jedoch wieder zurück, floh erneut 1957, studierte in Hamburg, wanderte 1966 nach Amerika aus und etablierte sich 1969 an der University of Southern California in Los Angeles als Professor für deutsche Sprache und Literatur. Er ist Gründer und Direktor des dortigen Max Kade Institutes for Austrian-German-Swiss Studies, organisierte zahlreiche Tagungen und Ausstellungen, sowie Film-, Musik-, und Theaterveranstaltungen mit führenden Wissenschaftlern, Politikern und Künstlern aus Europa und Amerika. Er wirkte außerdem seit 1992 als „German Diction Coach“ an der Los Angeles Opera. In Europa leitete er Sommerprogramme in Zürich und pflegte mit den kulturellen Institutionen in Wien, Dresden und Berlin vielfältige Beziehungen.

Cornelius Schnauber veröffentlichte zahlreiche Bücher und Essays zur NS-Diktatur, Exilerfahrung und Gegenwartsliteratur, sowie im Themenbereich Film, Oper und Musiktheorie. Darüber hinaus publizierte er Romane, Erzählungen und Theaterstücke. Seit dem Fall der Berliner Mauer spielt er auch eine wachsende Rolle als Berater für Dokumentarfilme in verschiedenen Ländern. Er ist zweifacher Träger des deutschen Bundesverdienstkreuzes, Mitglied des P.E.N.-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland und Träger des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich. Von der Stadt Los Angeles und der American Association of Teachers of German erhielt er die höchsten Auszeichnungen. Im Jahr 2010 erschienen seine Memoiren *Von Dresden bis Hollywood. Erinnerungen, Reflexionen und Begegnungen aus zwei Welten, erzählt einer Freundin in sieben Vigilien.* (Dresden: Progressmedia).

Seit dem Erscheinen seiner Lebenserinnerungen hat sich auch zwischen Cornelius Schnauber und mir per E-Mail und Telefon zwischen Ostküste und Westküste ein zunehmender Gedankenaustausch entwickelt. Immer wieder rief er mal an und wir plauderten ein Weilchen. Doch bei aller Wärme und wachsender Freundschaftlichkeit blieb er stets beim formellen „Sie“. Das folgende Transkript unseres Interviews ist nun auch unser letzter transkontinentaler Gedankenaustausch. Viele meiner Fragen sind durch die Lektüre seiner Memoiren inspiriert und so kann ja vielleicht dieses unser letztes Gespräch auch noch einmal einen Teil seiner zahlreichen Lebenserfahrungen und wesentlichen Lebenserinnerungen zusammenfassen.

F. A. L.: Lieber Herr Schnauber, Ihre autobiografischen Aufzeichnungen sind das Dokument eines überaus erfüllten Lebens, reich an Reisen, bedeutenden Begegnungen, außergewöhnlichen Freundschaften und nicht zuletzt interessanten Recherchen sowie kreativen und kolaborativen Projekten. International bekannte deutschsprachige Schauspieler wie Maximilian Schell und Eric Bräden haben mehrfach Ihre Theaterstücke in deutschen und amerikanischen Städten rezitiert. Im Verlauf der Lektüre Ihrer Erinnerungen kristallisiert sich ein facettenreiches Mosaik heraus, das persönliche Erfahrungen und kulturhistorische Betrachtungen auf vielfältige Weise ineinander spiegelt und reflektiert. Gegen Ende Ihrer langen akademischen Karriere besuchte Sie ein nobler Freund aus der alten Heimat, nämlich Prinz Rüdiger von Sachsen, zusammen mit seinen drei Söhnen in Los Angeles und pries Sie in einem Interview mit einer dortigen Zeitschrift in höchsten Tönen als beeindruckenden Brückenbauer zwischen der Alten und Neuen Welt. Und seine sächsische Hohheit hat nicht ganz Unrecht. Ich habe in über drei Jahrzehnten hier in Amerika den transatlantischen Kulturaustausch sehr gut kennengelernt und wüsste niemanden, der sich für dieses Projekt sowohl im organisatorischen wie auch akademischen und literarischen Bereich mehr eingesetzt und verdient gemacht hätte als Sie.

Doch genug der langen Laudatio. Ich bin ein nostalgischer Veteran der guten, alten, bundesrepublikanischen Studentenbewegung und wir loben Institutionen und ihre Repräsentanten nur, wenn es wirklich nicht mehr anders geht. Also zur Sache, denn es gilt, viele Erfahrungsbereiche und Forschungsgebiete anzusprechen. Kehren wir in Ihre Kindheit und Jugend zur Zeit des Dritten Reiches zurück. Was sind Ihre eindrücklichsten Erinnerungen?

Cornelius Schnauber: Ich erinnere mich nur bruchstückhaft an meine Kindheit noch während des Zweiten Weltkrieges. Da ist mein Einkauf bei unserem Bäcker. Ich grüßte die Bäckersfrau mit „Heil Hitler“ und sie sagte in ihrem starken Sächsisch: „Guuden Dag heesst’s, un ni Heel Hiedler“. Ich berichtete das meinem Vater, einem „alten Kämpfer“ unter den Nazis und dieser verklagte die Bäckersfrau nicht, weil darauf die Todesstrafe gestanden hätte. Er sagte zu mir nur „Sag das niemandem weiter.“ Dann erinnere ich mich, wie meine Mutter Nachbarn, die heimliche Kommunisten waren, erlaubte, bei uns BBC zu hören, worauf ebenfalls die Todesstrafe stand und als mein Vater uns dabei einmal überraschte, schüttelte er nur den Kopf und ging in die Küche. Er verklagte die Kommunisten ebenfalls nicht. Auch erinnere mich an die Bombenalarme, wenn alle Hausbewohner, ob Tag oder Nacht, in unseren Keller gepfercht wurden. Nach dem Bombenangriff auf Dresden gingen meine Mutter und ich auf den Dachboden und sahen durch eine Dachluke den glühenden Himmel der Stadt.

F. A. L.: Dieses infernale Panorama beschwört ja geradezu Otto Dix’ prophetisches Gemälde „Lot und seine Töchter“ aus dem Jahre 1939 herauf, in dem der berühmte Dresdner Maler bereits seine brennende Heimatstadt auf die Leinwand bannt ...

Und dann, Jahre später, das Kontrastprogramm, das Paradies am Pazifik: Sie traten in Los Angeles als Assistant Professor die Nachfolge Ludwig Marcuses, einer der bekanntesten Literaturwissenschaftler aus der Generation des deutsch-jüdischen Exodus an. Marcuse war auch noch der Doktorvater von Richard Exner, der wiederum mein Doktorvater war, und mir im idyllischen, südkalifornischen Santa Barbara die letzten Tricks unserer germanistischen Zunft beibrachte. Der New Yorker Anthony Heilbut, selbst Kind deutsch-jüdischer Emigranten, hat in seinem bekannten Buch Exile in Paradise zum ersten Mal die Geschichte der deutschen Kulturemigration am Pazifik beschrieben. In meinen folgenden acht Jahren in New York sind wir beide recht gute Freunde geworden und dies nicht zuletzt auch auf Grund unserer gemeinsamen Interessen am Werk und Wirken Thomas Manns, über den wir damals beide Bücher geschrieben hatten. Thomas Mann galt ja während der Hitlerzeit in seiner Villa in Los Angeles/ Pacific Palisades als der unbestrittene Repräsentant der deutschen Kultur. Ihn erinnerte das Klima der südkalifornischen Landschaft, die ja bereits auf dem Breitengrad der Sahara liegt, an das ägyptische Exil Josephs, des Helden seiner alttestamentarischen Roman-Tetralogie. Was hat es auf sich mit diesem sagenhaften Paradies am Pazifik, das ja auch Ihre neue Heimat geworden ist?

Cornelius Schnauber: Mich faszinierten die vielen berühmten Exilanten, die ich noch in Los Angeles kennenlernte sowie das paradiesische Klima, dann die Landschaft, das Meer, die Bergketten im Osten und Norden von Los Angeles, sowie der kulturelle und ethnische Pluralismus dieser Region. Vor allem aber waren es die Begegnungen und Freundschaften mit den damals noch lebenden Exilanten wie Fritz Lang, Billy Wilder, Fred Zinnemann, Paul Henreid, Walter Reisch, Curt Siodmak, Ernst Krenek und andere, mit denen ich auch an der University of Southern California Seminare und öffentliche Veranstaltungen durchführte. Während der Hitlerzeit lebten in Los Angeles außerdem bedeutende Autoren, Komponisten und Interpreten wie zum Beispiel Thomas Mann, Franz Werfel, Lion Feuchtwanger, Arnold Schönberg, Igor Strawinsky, Sergej Rachmaninoff, Bruno Walter, Otto Klemperer, Sascha Heifetz, Anton Rubinstein, von denen einige auch aus den von den Nazis besetzten Ländern Europas oder Stalins Sowjetunion stammten. 1500 deutschsprachige Künstler wirkten zum Beispiel in der Hollywood-Industrie, so dass man von der größten kulturellen Diaspora in der Geschichte der Menschheit sprechen konnte. Dabei war Los Angeles durch die andersartigen Lebensgewohnheiten für viele der europäischen Exilanten auch ein „Kulturschock“, wie es oft genannt wurde. Wäre Deutschland nicht in Hitlers Gewalt geraten, hätte sich sicherlich das Berlin der Weimarer Republik noch lange als europäisches Kulturzentrum gehalten und die meisten der Exilanten, die nach Los Angeles geflüchtet waren, einschließlich der Flüchtlinge Stalins sowie amerikanische Künstler wären weiterhin in Berlin geblieben. Deutschland hätte ein völlig anderes Gesicht behalten und erhalten. Was die USA und besonders Los Angeles betraf, so hatte der Hollywood Produzent David O. Selznick Recht, als er bei der Ankunft von Fritz Lang vor Reportern ausrief: „Deutschlands Verlust ist Amerikas Gewinn“.

F. A. L.: Die Innenarchitektur der deutschen Emigration. Sie waren in vielen Domizilen prominenter NS-Exilanten. Am bemerkenswertesten scheinen mir die Einrichtungen und Gegenstände bei Kreneks und Siodmaks.

Cornelius Schnauber: Viele der nach meiner Ankunft in Los Angeles noch lebenden Emigranten habe ich auch regelmäßig in ihren Wohnungen besucht und entdeckte auch in den Einrichtungen die deutsche oder europäische Kultur. So hatte zum Beispiel der ehemalige Wiener Ernst Krenek in seinem Garten in Palm Springs einen Heurigen Garten oder es gab bei Curt Siodmak deutsche Möbel und deutsches

Geschirr. Fast alle Emigranten besaßen Wandfotos mit deutschen Themen und Städten oder zahlreiche deutschsprachige Bücher, die sie sich in Antiquariaten von Los Angeles oder nach dem Krieg angeschafft hatten. Berühmt dafür war vor allem Lion Feuchtwanger, der nach dem Krieg gegen Esswaren, die er nach Deutschland schickte, wertvollste Erstaussgaben erhielt.

F. A. L.: Bekanntschaften und Freundschaften: Mit mehreren bedeutenden Emigranten der Hitlerzeit verbanden Sie jahrelange Freundschaften, Hermann Kesten und Curt Siodmak kannten Sie sehr gut, Fritz Lang war, wie Sie schreiben, Ihr „engster Freund“ (137). Was sind einige Ihrer eindrücklichsten Erinnerungen?

Cornelius Schnauber: Bei allen meinen Bekannten und Freunden aus der Exilzeit habe ich zahlreiche interessante Erinnerungen, die mehrere Bücher füllen würden. Was sie gemeinsam hatten: Sie waren alle an der kulturellen Entwicklung der Bundesrepublik interessiert und sprachen auch gern über ihre eigene Zeit in Deutschland vor Hitlers Machtergreifung. Auch sprachen sie gern mit mir in Deutsch, obwohl sie beim Film oder als Autoren die englische Sprache benutzten. Doch Deutsch blieb für sie die Muttersprache, die sie interessanterweise vor allem im Alter wieder vorzogen.

F. A. L.: Das künstlerische Vermächtnis von Fritz Lang. Sie beschreiben ihn als den Begründer des Film Noir und des Science Fiction Genre. Woran lässt sich das vor allem festmachen?

Cornelius Schnauber: Fritz Lang war bereits mit seinen Berliner Filmen, von denen fast alle auch sofort in den USA gezeigt wurden, bahnbrechend. Bahnbrechend als Begründer des Film Noir wie zum Beispiel mit seinen Mabuse-Filmen oder bahnbrechend als Begründer des Science-Fiction-Films mit Metropolis aber auch mit Die Frau im Mond. In dem Film Die Frau im Mond erfand er den Count Down und entwickelte bereits die Dreistufenrakete, die Jahrzehnte später zum Flug auf den Mond und für andere Weltraumflüge notwendig wurde. Er wurde deshalb auch vor Jahren, als er das Raketenzentrum in Huntsville, Alabama besuchte, als „Vater der Raketenwissenschaft“ begrüßt. Und als Begründer des Film Noir wird er noch heute von Hollywood Regisseuren des Film Noir gefeiert. Sein aus dem Jahre 1921 stammender Film Der müde Tod hatte mit seinen drei Episoden auch zur direkten Nachahmung in Hollywood geführt. Den größten Einfluss hatte er aber, wie mir der aus Österreich stammende Meisterregisseur Fred Zinnemann sagte, mit seinem Film M, als er dort die später auch in Hollywood übernommenen Chancen des Tonfilmes entdeckte.

F. A. L.: Vom abendländischen Vaterrecht zur bundesdeutschen Muttermacht. Die westliche Zivilisation erlebte im zwanzigsten Jahrhundert einen fundamentalen Wandel von der patriarchalen Realität zur matriarchalen Utopie. Der deutsche Faschismus war der letzte verzweifelte Aufstand einer phalokratischen Kulturgeschichte, die vor allem durch Krieg und Eroberung ihre Herrschaft begründete und erweiterte. Dieser epochale Paradigmenwechsel im zwanzigsten Jahrhundert ist ein weites Feld, dessen Erscheinungsformen und Theoriebildungen ich nun seit bald dreißig Jahren in Recherchen und Publikationen immer wieder zu skizzieren suche. In diesem Zusammenhang habe ich in Ihren Memoiren eine interessante Entdeckung gemacht. Sie haben die These aufgestellt, dass deutsche Filmregisseure im Hollywoodkino das Bild der dominanten Frau entwickelten, während amerikanische Regisseure vor

allem das gestandene Mannsbild als nationales Idol auf die Leinwand brachten. Lässt sich dieser deutsch-amerikanische Gegensatz kulturgeschichtlich erklären und kann man daraus für Deutschland vielleicht auch sexualpolitische Schlüsse ziehen? Vom Übervater Hitler – „dem Führer ein Kind schenken“! – zur Übermutter Merkel? Was würde Hegel zu dieser historischen Dialektik sagen?

Cornelius Schnauber: Es war jedenfalls interessant, dass deutsche Filmemigranten wie Curtis Bernhard in Hollywood stark die Frau in den filmischen Vordergrund stellten. Der österreichische Schauspieler Paul Henreid, einst das Idol vieler amerikanischen Frauen, erklärte mir gegenüber dieses Phänomen folgendermaßen: da im deutschen Leben seit Jahrhunderten der Mann dominierte und in der amerikanischen Entwicklung die Frau die wichtigsten Aufgaben des Lebens erfüllte, wollten deutsche Regisseure als Kontrastthemen die Frau in den Vordergrund stellen und amerikanische Regisseure kreierten dagegen den Mann als eigentlichen Helden, was vor allem bei den sogenannten Wildwest-Filmen deutlich zu erkennen ist, obwohl gerade bei den Eroberungen des Westens und Mittelwestens der USA die Frauen die wichtigeren Aufgaben erfüllen mussten und der eigentliche „Held“ waren.

F. A. L.: „Ausgiebiges und begieriges Küssen, lustvolles Umarmen sowie das Andeuten zweideutiger Positionen und Gesten dürfen nicht gezeigt werden.“ (242) Das ist nur das erste von insgesamt zwölf strengen Geboten, die Sie als weitere Beispiele für den 1934 in Kraft getretenen Hays Code und seine filmische Inszenierung anführen. Ist das Hamurabis puritanisches Comeback to „Hollywood-Babylon“ (Kenneth Anger)?

Cornelius Schnauber: Da sich in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Frauen in Hollywood sexuell immer freizügiger auch gegenüber der Öffentlichkeit präsentierten und die Filme vor allem durch den Einfluss des österreichischen Emigranten Erich von Stroheim sexuell immer offener wurden, kreierte Will Hays, der puritanische Postminister der USA und Präsident der Organisation „Motion Pictures Producers and Distributors of America“ 1934 den sogenannten Hays Code, der vor allem das sexuelle Verhalten im Film einschränkte. Filme durften erst dann gezeigt werden, wenn sie diesen Code erfüllten und da alle großen Studios damals auch den Filmverleih und die Kinos besaßen, richteten sie sich bereits beim Produzieren ihrer Filme nach diesem Code. Es war dann erst der österreichische Exilant Otto Preminger, der als unabhängiger Produzent und Regisseur diesen Code in den Fünfziger Jahren durchbrach. Ihm half dabei das Anti-Trust-Gesetz, das auch die meisten Kinos unabhängig von den großen Studios machte. Was den Sitten-Codex betrifft, hatte bereits in den dreißiger und vierziger Jahren der geniale deutsch-amerikanische Regisseur Ernst Lubitsch den sogenannte „Lubitsch Touch“ kreiert, der indirekt die Sexualität zeigt, indem zum Beispiel Diener durch das Schlüsselloch einem Liebespaar nachschauen und durch ihr Lachen dem Kinopublikum klar machen, was das Liebespaar gerade treibt. In Wirklichkeit litten aber fast alle deutschsprachigen Exilanten in Hollywood unter der strengen Zensur des Hays Code und hatten auch sonst Probleme mit dem amerikanischen Puritanismus.

F. A. L.: Sie haben über die Vergangenheit Hollywoods viel geschrieben, seine Gegenwart jahrzehntelang aus nächster Nähe beobachtet und zum Teil auch selbst miterlebt. Wie sieht das kommende Hollywoodkino, die Zukunft der globalen Filmindustrie aus?

Cornelius Schnauber: Durch die immer größer gewordene Verbindung europäischer und asiatischer Länder mit den USA werden in Zukunft - wie schon in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts - immer mehr ausländische Regisseure in Hollywood wirken oder ihre Filme in den amerikanischen Verleih bringen. Aber die Zukunft Hollywoods hat schon vor Jahrzehnten begonnen, als das Studiosystem verändert wurde und dadurch Geldgeber wie etwa große Banken immer mehr Einfluss bekamen. Es ist nicht mehr ein einzelner Studio-Boss, der das letzte Sagen hat.

F. A. L.: Von Traumfabriken und künstlichen Paradiesen: Sie saßen einmal bei einem Dinner neben Albert Hoffmann, dem Erfinder des LSD. Meine Generation versuchte bekanntlich in ihrer Jugend ihre Welterfahrungen und Bewusstseinsreisen mit psychedelischen Acid-Trips zusätzlich zu steigern. Geht unsere westliche Kickkultur mehr und mehr auf eine „Magical Mystery Tour“?

Cornelius Schnauber: Viele Filmemacher bekannten sich vor Jahren zum Beispiel zum Gebrauch von LSD oder sie benutzen heute noch Marihuana; doch glaube ich nicht, dass sich dabei die Filmwelt zur Drogenwelt entwickelt. Da ist das Drehen eines Filmes zu sehr mit der Realität des Herstellens verbunden und entsteht nicht in einer Traumwelt, die aber sicherlich bei vielen im Privaten weiterlebt.

F. A. L.: Der Rausch des Schreibens: Jogger bekommen „runner’s high“, Poeten „writer’s high“. Wir Deutsch-Amerikaner sind zwischen den Sprachen. In welcher Sprache schreiben Sie lieber?

Cornelius Schnauber: Während auch deutsche Film Autoren in Hollywood auf Englisch schreiben müssen, schreibe ich Belletristik noch immer auf Deutsch, weil mir im Englischen dazu die Nuancen fehlen, die ich im Deutschen noch erhalten habe.

F. A. L.: Alptraum Drittes Reich: In den siebziger Jahren, als ich in Heidelberg die schönsten Jahre meiner Studentenzzeit erlebte, hatten Sie dort eine längere Begegnung mit Albert Speer. Was war Ihr Eindruck vom Baumeister des kommenden „Tausendjährigen Reiches“?

Cornelius Schnauber: Ich wurde schon oft gefragt, was ich von Albert Speer halte, da ich nach seiner Spandauer Gefangenschaft in Heidelberg ausführlich mit ihm gesprochen hatte. Er vertraute mir auch Erlebnisse mit Hitler an, die ich nicht veröffentlichen durfte und auch zum großen Teil noch nicht veröffentlicht habe. Dazu gehörten auch die letzten Worte Hitlers zu Speer „Die Deutschen und die germanische Rasse haben versagt, möge jetzt die Welt den Juden gehören“. Hitler sah im Gegensatz zur Nazi-Propaganda die Juden nicht als Untermenschen an, sondern als „darwinistische“ Rivalen im Kampf um die Weltherrschaft. „Untermenschen“ wie die als solche bezeichneten Slawen wollte Hitler als Sklaven benutzen, die Juden jedoch waren für ihn wie die Germanen eine Überraschung. In seiner Vorstellungswelt waren die Deutschen das Herz und die Juden der Verstand. Speer zeigte sich damals mir gegenüber sehr entgegenkommend und fast freundschaftlich, doch glaube ich bis heute, dass sein Schuldbekennnis im Nürnberger Prozess und auch sein sonstiges Verhalten in der Öffentlichkeit, das viele Sympathien erweckte, zum großen Teil inszeniert war, genauso wie er auf eindrucksvolle Weise die Nürnberger Reichsparteitage inszeniert hatte. Dennoch muss auch ich bekennen, dass ich ihn damals in Heidelberg sympathisch fand und dass ich, als er mir die alten Bauten von Heidelberg zeigte, auch dabei

viel gelernt hatte. Auf keinen Fall schien er mir der Typ eines sadistischen Massenmörders. Vielmehr missbrauchte er Menschen, um seine eigenen Pläne zu verwirklichen.

F. A. L.: Wiener und Weimarer Cabaret. Welch wunderbare Entfaltung deutsch-jüdischer Kreativität. Ich habe selbst jahrelang Multimedia-Präsentationen zur deutschsprachigen Cabaretkultur gegeben. Es war ein Lieblingsthema der Goethe Institute, die mich damit jahrelang zu Vortragsreisen in immer wieder andere Länder einluden. Während ich nur noch Lichtbilder und alte Schallplatten-Aufnahmen vorführen konnte, haben Sie noch Blandine Ebinger, die große Naive des Weimarer Cabaret, und Georg Kreisler, den letzten Meister aus der klassischen Wiener Cabaret-Tradition zu Live Performances nach Los Angeles einladen können.

Cornelius Schnauber: Ja, meine Begegnungen mit den verschiedensten Persönlichkeiten schlossen auch Kabarettisten wie Blandine Ebinger, Georg Kreisler und Helmut Qualtinger ein, wobei ich Georg Kreisler in der Zeit, als er in der Nähe von Los Angeles lebte, sehr nahestand. Besonders nahe war mir Helmut Qualtinger, den ich zwei Mal nach Los Angeles einlud und sonst stets bei meinen Wiener Aufenthalten besuchte und mit ihm angeregte Abende verbrachte. Blandine Ebinger hatte ich nur zwei Wochen betreut und zu einem öffentlichen Gespräch eingeladen.

F. A. L.: Neue fruchtbare Freundschaften. Auch mit bedeutenden Kunstschaaffenden der Nachexilzeit wie Friedrich Dürrenmatt, Maximilian Schell, Armin Müller-Stahl, Eric Braeden oder Placido Domingo verbanden und verbinden Sie bis heute lange und zum Teil auch kreativ-kolaborative Freundschaften.

Cornelius Schnauber: Ja, generell interessierten mich auch jene Künstler sehr, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt wurden. Dabei stand mir und meiner Familie Friedrich Dürrenmatt sehr nahe. Auch organisierte ich in Deutschland Leseabende mit Maximilian Schell, mit dem ich sonst an der hiesigen Oper oder als von mir eingeladenem Swiss Writer-In-Residence in meinem Max Kade Institut zusammenarbeitete. Das galt auch für Adolf Muschg, Peter Bichsel, Eric Braeden, Armin Mueller-Stahl, Heiner Müller und Jurek Becker, um nur noch einige der vielen Großen, die ich in mein Institut einlud, zu nennen. Mit fast allen wurde ich auch befreundet. Doch auch Verleger wie Siegfried Unseld, der Chef vom Suhrkamp Verlag, waren Gäste bei mir und ich besuchte sie ebenfalls mehrere Male in Europa. Nur mit Peter Handke setzte ich meine Beziehungen nicht fort, nicht zuletzt, weil er damals in Frankreich lebte. Bei seinen Auftritten in meinem Institut war er keineswegs aggressiv, wie ihn sonst viele Menschen kannten, er war sogar eher bescheiden. Trotzdem wollte sein Verleger Siegfried Unseld, dass er sich von den anderen Gästen aus Europa distanzieren und deshalb in einem anderen Hotel wohnte als meine übrigen Gäste. Besonders nahe stand und stehe ich noch Eugen Gomringer, Vater der konkreten Poesie, den ich gleich mehrere Male nach Los Angeles einlud und den ich auch regelmäßig in Deutschland besuchte.

F. A. L.: Im Schatten der Shoah: Je weiter wir uns von dieser historischen Katastrophe entfernen, desto länger werden ihre Schatten. 1986 gründeten Sie zusammen mit dem Goethe Institut und dem Holocaust Museum in Los Angeles den „German Jewish Dialogue“.

Cornelius Schnauber: Als Mitbegründer und Mitvorsitzender organisierte ich zusammen mit dem jüdischen Freund Morris Kagan den „The German-Jewish Dialogue of the Second Generation.“ Wir trafen uns mit Teilnehmern für zwanzig Jahre jährlich sieben Mal in meinem Institut, wobei wir den Kreis jeweils mit 15 Mitgliedern von deutscher und 15 Mitgliedern von jüdischer Seite nach der zweiten Sitzung schlossen, um zu einem intimen Gesprächsaustausch zu gelangen. Jedes Jahr luden wir auch bekannte Schriftsteller, Künstler oder Wissenschaftler wie Maximilian Schell, Martin Walser oder Bruno Bettelheim ein, die sich mit Themen des Judentums entweder in Büchern oder Filmen oder sonst wie auseinandergesetzt hatten. Und es kam dabei auch immer zu sehr angeregten Diskussionen oder sogar Konfrontationen wie zum Beispiel mit dem großen jüdischen Kinderpsychologen Bruno Bettelheim, als dieser einmal sagte: die Gräueltaten des Holocaust sollte man Kindern nicht unter 13 Jahren erzählen, da sie diese entweder wie ein Grimm'sches Märchen aufnehmen, die zum Teil auch sehr grausam und brutal sind, oder noch schlimmer, sie als einen frühen Alptraum erfahren, den sie im ganzen Leben nicht mehr los werden. In diesem Zusammenhang arbeitete ich bereits früh mit der Shoah Foundation in Los Angeles zusammen und lud in diesem Zusammenhang auch führende deutsche Politiker wie Kurt Biedenkopf, den damaligen Ministerpräsidenten von Sachsen ein, um diese Stiftung direkt mit deutschen und österreichischen Institutionen zu verbinden.

F. A. L.: Anerkennungen und Unterstellungen: Sie sind für Ihre Leistungen nicht nur anerkannt sondern auch verkannt worden. Bekanntestes Beispiel dafür ist vielleicht der folgende Kommentar im SPIEGEL: „Schnauber organisiert in Los Angeles ein Deutschland- und CDU-Semester.“(218) In Wirklichkeit waren Ihren Erinnerungen zufolge „die Mehrzahl der Teilnehmer eher linksorientierte Gäste“. Jahrzehnte später hofften Sie, wie Sie schreiben, auf einen Wahlsieg Hilary Clintons oder Barack Obamas. Man weiß, dass missgünstige Giftzwerge gern die Wahrheit verdrehen, aber warum unterstellt Ihnen der SPIEGEL eine politische Position, die Sie gar nicht vertreten?

Cornelius Schnauber: Leider wurde ich bei meinen diversen Aktivitäten gelegentlich auch missverstanden, wie zum Beispiel vom SPIEGEL, der auch noch das Wort „German“ absichtlich falsch als „Deutschland“ übersetzte. In Wirklichkeit waren die meisten meiner Gäste tatsächlich eher linksorientiert und nur wenige gehörten der CDU an. Ich schaute bei der Auswahl meiner Gäste jedoch nie darauf, ob sie irgendeiner Partei angehörten. Es ging mir um deren Forschungen oder anderweitig anerkannte Arbeiten und Werke.

F. A. L.: Der Fall der Berliner Mauer. Sie haben in beiden Teilen Deutschlands gelebt. Was waren Ihre persönlichen Eindrücke und Gefühle in jener geschichtlichen Wendezeit? Hat sich Ihre Vermittlerrolle und Programmarbeit seit der Wiedervereinigung Deutschlands verändert?

Cornelius Schnauber: Nach der deutschen Wiedervereinigung organisierte ich auch sofort Programme entweder mit Hollywood Stars oder deutschsprachigen Künstlern aus Europa in Dresden, aber nicht nur dort, sondern auch in anderen Städten Sachsens und nicht zuletzt in Berlin. Dort gibt es auch ein Cornelius Schnauber Archiv sowohl in der Deutschen Kinemathek als auch in der Akademie der Künste. Dort habe ich bereits die meisten Dokumente hinterlassen, die zusammen mit einem umfangreichen Briefwechsel und anderen Dokumenten von Frau Sabine Wolf von der Akademie der Künste bei mir, in meinen Schränken zu Hause und in meinen Büros aufgespürt worden waren. Im Ganzen gesehen, habe

ich nach der Wende bei jeder Europareise besonders meine alte Heimat in und um Dresden bevorzugt. Das hielt mich aber nicht ab, auch regelmäßig mein geliebtes Venedig zu besuchen und vor der Wende öfter einige Sommerferien in Corona oberhalb des Luganer Sees zu verbringen. Reisen quer durch Europa, aber vor allem in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien gehörten zu meinen jährlichen dreimonatigen Sommerferien, beziehungsweise Forschungssemestern, weil ich in dieser Zeit entweder neue Gäste für Los Angeles anwarb und mit ihnen schon in Europa die Programme vorbereitete oder Gespräche mit führenden Politikern, Verlegern, Wirtschaftsleuten und Kulturinstitutionen führte. Bevor sich meine Frau 2001 von mir scheiden ließ, begleiteten auch sie und meine Kinder mich sehr oft. Dabei wohnten wir auch mit Hilfe des Thomas-Sessler-Verlags öfter in Wien oder in der Schweiz. Und wenn ich nach der Wende jedes Jahr auch meine ursprüngliche „Heimat hinter den Gipfeln“ aufsuchte, dachte ich besonders bei meinen Besuchen in meiner eigentlichen Heimatstadt Rabenau an Eichendorff und erinnerte mich an seine Gedichte und Prosawerke, die ich als junger Teenager verschlungen hatte. Ich hatte schon damals erkannt, dass Eichendorff bei aller Waldeslust und Reisebegeisterung doch immer ein Realist geblieben war und die romantische Traumwelt auch als solche erkannt und gestaltet hatte. Er regte mich damals, als ich 14 Jahre alt war, zu folgendem Gedicht an:

Wundervolle stille Nacht,
Zauberschön im Mondesglanz.
Deine unerforschte Pracht
Nimmt mir meine Seele ganz.

Und wie ich ringe, wie ich such,
Wird die Welt mir endlich nah.
Sie erschließt mir ihr Buch,
Und die Endlichkeit ist da.

F. A. L.: „Schläft ein Lied in allen Dingen ...“, das ist die Weltformel Eichendorffs für jene magischen Momente, wenn einen ein Lied plötzlich durchschauert und mit seiner Melodie und seinem Rhythmus beseelt und begeistert. Ist in der Musik nicht der Geist einer Zeit oder die Seele eines Volkes - wenn man es denn noch so sagen kann - am nachhaltigsten bewahrt und aufgehoben? Mich jedenfalls können zum Beispiel Klezmerklänge oder Rockgesänge im Handumdrehen verzaubern. Was hat es auf sich mit der Magie der Musik?

Cornelius Schnauber: Zu dieser romantischen „Endlichkeit“ kommt im Sinne Eichendorffs die Musik hinzu, die mich auch noch heute in eine Traumwelt versetzen kann, die Universalität unserer Gefühle weckt und - über Landesgrenzen hinaus - mich immer wieder neu belebt. Das betrifft sowohl die Folklore als auch die schöpferische Musik großer Komponisten. Und sogar bestimmte Lieder der Popmusik.

F. A. L.: „Wer in die Fremde will wandern, der muss mit der Liebsten gehn ...“, so beginnt Eichendorffs Gedicht „Heimweh“. Wir beide sind vor vielen Jahren diesem romantischen Lockruf in die Neue Welt gefolgt. Schaut man sich zudem so manche unserer Texte an, so scheint mir, wir sind beide wanderlustige Nachfahren des schlesischen Freiherrn.

Cornelius Schnauber: Ja, was das Fernweh betrifft, wollte ich schon als junger Assistent an der Hamburger Universität die Neue Welt erfahren, was mir dann dadurch erleichtert wurde, als ich meine zukünftige Frau, die aus Santa Barbara stammt, als Studentin in Hamburg kennenlernte und wir in den USA heirateten, wo ich bis heute geblieben bin.

F. A. L.: David Hockney ist wohl nach dem Tod von Lucien Freud der bekannteste lebende Maler Englands. In den achtziger Jahren wären wir beide fast einmal ineinandergerumpelt, so nah eilte er an mir auf der Upper West Side von Manhattan vorbei. Ich hatte ihn erst im letzten Augenblick erkannt. Er wohnte ja jahrzehntelang in Los Angeles und Sie waren mehrmals zu Gast bei ihm in seinem großen Garten. Vor wenigen Jahren ist er in seine alte Heimat zurückgekehrt. So mancher aus der Generation der NS-Exilanten sowie der Generation der nach dem Krieg Ausgewanderten sind ebenfalls im fortgeschrittenen Alter wieder in die alte Heimat zurückgekehrt. Warum diese Remigration? Gibt es dafür Erklärungsmuster und was sind in dieser Hinsicht Ihre Pläne?

Cornelius Schnauber: Zu den großen Nachkriegsemigranten, mit denen ich an der Los Angeles Opera zusammenarbeitete, gehörte auch David Hockney. Besonders verband uns seine Bühnen- und Regiegestaltung von Richard Strauss' Oper Die Frau ohne Schatten. Ich habe ihn damals auch öfter in seinem Atelier oder in seinem abgelegenen Garten in Hollywood besucht. Er kehrte später wieder nach England in seine alte Heimat zurück. Doch sind viele der Nachkriegsemigranten wie zum Beispiel mein Freund Hardy Krüger in Los Angeles geblieben und so werde wohl auch ich in Los Angeles bleiben. Ich warte nur darauf, bis ich eines Tages nicht mehr an den Rollstuhl gefesselt bin und wieder jährlich in meine alte Heimat und überhaupt nach Europa reisen kann.

F. A. L.: „Music is your only friend until the end“, so lautet ein Leitmotiv von Jim Morrison, der einst bei Josef von Sternberg in Los Angeles Film studiert hatte, ehe er in dieser Stadt seine kometenhafte Karriere als Frontmann der Doors lancierte. Morrison war die Wiedergeburt des Dionysos aus dem Geist der Rockmusik, der trunkene, muttermythische Frauengott, der viel zu früh in seinem eigenen Musikrausch wieder untergegangen ist. Lieber Herr Schnauber, wir beiden teilen nicht - wie wir schon länger wissen - die Leidenschaft für laute, rockende Nachtmusik. Für mich ist freilich Morrison der ekstatisch-dionysische Sänger schlechthin, der letzte romantische Stürmer und rebellische Dränger in der abendländischen Musikgeschichte. Lieder wie „Riders on the Storm“, sind für mich das heimliche Comback der Wagner'schen Walküren, die noch einmal wiederkehren um ein letztes Mal über dem kalifornischen Pazifik auszuschweifen, ehe die sogenannte Westliche Zivilisation endgültig im Stillen Ozean versinkt. Auf diesem letzten Wolkenritt kommt kein Arnold Schönberg mehr mit. Oder doch - „Verklärte Nacht“?

Cornelius Schnauber: Ja, in einigen Liedern der Popmusik kann ich gelegentlich den Einfluss von Wagner oder Beethoven erkennen und bei der Jazzmusik den Einfluss von Bach. Und das auch bei Komponisten am Pazifik, von Hollywood ganz zu schweigen, da dort die Filmmusik gelegentlich direkt unter dem Einfluss großer europäischer Komponisten stand und noch steht. Aber auch Komponisten klassischer Musik, die in Los Angeles im Exil lebten wie Arnold Schönberg oder Igor Strawinsky schufen hier weiterhin ihre Werke, die ihre Wurzeln in europäischer Musik hatten und wo auch sonst im Musikleben die „klassische“ europäische Musik bis heute im Vordergrund steht.

F. A. L.: „Irrer Spielmann“ lautet eines der wanderwirren Gedichte Eichendorffs, in dem es heißt: „Ich möchte reiten ans Ende der Welt, wo der Mond und die Sonne hinunterfällt“. Dieser Horizont ist schon die schimärische Vision der apokalyptischen Endstation, das große Schauspiel der kommenden Endzeit, das Roland Emmerich, der schwäbische Großmeister des kalifornischen Katastrophenkinos, Blockbuster für Blockbuster immer wieder anders inszeniert und damit nun schon seit Jahren Amerika und den Rest der Welt stets von neuem erschreckt und unterhält. Und das ausgerechnet direkt aus dem geografischen Epizentrum aller möglichen Erdbeben und drauf folgenden Springfluten – von den alljährlichen Feuerstürmen aus dem nahen Hinterland mal ganz zu schweigen.

Cornelius Schnauber: Hierzu habe ich meine zynischen Gedanken. Da wir seit dem Zweiten Weltkrieg keine wirklichen Katastrophen in Europa hatten, die auch die USA betrafen, besuchen viele Menschen, vor allem Jugendliche, gerne Katastrophenfilme, um dort ihr Bedürfnis nach Aufregung zu stillen.

F. A. L.: Kehren wir noch einmal auf den Boden der Tatsachen, beziehungsweise in das einstige Traumland der unbegrenzten Möglichkeiten zurück. „The road not taken“ lautet einer der bekanntesten Verse des amerikanischen Dichters Robert Frost. So manch einer von uns Ausgewanderten fragt sich im fortschreitenden Alter, ob die Auswanderung der richtige Lebensweg gewesen ist und ob sich das, was man lange als den „American Dream“ bezeichnete, für einen erfüllt hat. Zu diesem Thema haben Sie sicherlich eine persönliche Meinung, aber vielleicht können Sie ja auch, da Sie beruflich mit vielen ausgewanderten Landsleuten zusammengekommen sind, ein paar allgemeinere Impressionen skizzieren.

Cornelius Schnauber: Ich habe in Gesprächen mit Emigranten der älteren wie auch der jüngeren Generation immer wieder gehört, dass sie trotz aller Enttäuschungen in den USA doch weiterhin hier leben möchten, und das vor allem wegen des Pluralismus, den man hier sowohl in den großen Städten wie auch in ländlichen Gegenden findet. Die alten Heimatländer in Europa werden zwar weiterhin als Heimat geliebt und wenn möglich, öfter besucht, doch als Remigrant würde man dort wieder die Enge, die einer der Gründe war, in die USA auszuwandern, erneut verspüren. Dennoch wird auch in Amerika die Zukunft immer schwärzer gesehen, wobei die vielen Katastrophen-Nachrichten die Altersdepressionen noch verstärken können. Und diese sind in den USA genauso stark, wenn nicht noch stärker als in Europa, weil man sich hier plötzlich in der fast endlosen Weite des Landes allein und zurückgelassen fühlt.

F. A. L.: Schauen wir ein letztes Mal zurück in die Zukunft. Was bleibt von den Beziehungen zwischen der Alten und Neuen Welt?

Cornelius Schnauber: Es bleibt der transatlantische Kulturaustausch, für den auch ich mich ein Leben lang eingesetzt habe. Diesbezüglich waren die USA schon immer aufgeschlossen. Dieser Kulturaustausch ist für beide Kontinente ein Hoffnungsimpuls für die Zukunft.

Roland Kaufhold:

„Keine Spuren mehr im Rauchfang der Lüfte – sprachloser Himmel“

**Vor drei Jahren verstarb der Schriftsteller und Psychoanalytiker Hans Keilson (12.12.1909 – 31.5.2011)
Zum 3. Todestag unseres ehemaligen Präsidenten Keilson**

Sein Leben hat mehr als 100 Jahre berührt: glückliche, traumatische, mörderische, produktiv verarbeitete – seit drei Jahren ist der niederländische Schriftsteller und Psychoanalytiker Hans Keilson nicht mehr unter uns. Am 31. Mai 2011 verstarb der in Bad Freienwalde Geborene im Alter von 101 Jahren in den Niederlanden. Eine Anlass, an seine außergewöhnliche Vita zu erinnern.



Foto: Martin Spieles / S. Fischer Verlag

Kindheit und Jugend

Der am 12.12.1909 im brandenburgischen Bad Freienwalde geborene Hans Keilson wächst in einer liberalen jüdischen Kaufmannsfamilie auf. Er wird von jüdischen Lebenszusammenhängen geprägt und zeigt bereits früh ein breites kulturelles und musikalisches Interesse: Er begeisterte sich für die Natur, radelte gerne inmitten der reichen Natur und liest viel. Seine breitgefächerten Interessen sollten ihn ein Leben lang begleiten: Er liest früh die Schriften Freuds, begeistert sich für dessen klaren Duktus, dessen Menschenkenntnisse, dessen aufrührenden Entdeckungen. Und er schreibt bereits als Jugendlicher Gedichte, Erzählungen. 17-jährig gewinnt er bei einem Schülerwettbewerb des Börsenvereins mit einem Text über Hesses „Demian“ den dritten Preis – und kauft sich für das Preisgeld gleich weitere Schriften Freuds.

Der Jude Hans Keilson vermag seine Erfolge und Talente nicht lange zu genießen. Früh erlebt er antisemitische Übergriffe, wird 1925 wegen eines schulischen Vortrags über Heines Revolutionsgedicht „Die Weber“ in seiner Klasse isoliert. „Es beschmutzt das eigene Nest“, wird dem Juden Hans Keilson mitgeteilt. Die Preisverleihung bleibt in seiner Klasse unerwähnt. Der junge Intellektuelle lernt früh, die eigene existentielle Bedrohung – wie die seines jüdischen Volkes – nüchtern anzuerkennen, zu analysieren.

Von 1928 – 1934 studiert Hans Keilson in Berlin Medizin, machte parallel dazu eine Ausbildung als Sport- und Schwimmlehrer – eine vorausschauende Entscheidung. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich auch als Musiker, spielt in Bands Trompete und Geige – eine Leidenschaft, die er sich zeitlebens bewahrt hat.

Er kommt in diesen Jahren mit zionistischen Überlegungen in Berührung, beteiligt sich für den jüdischen Verein Bar-Kochba auf dem Berliner Kaiserdamm am Staffellauf, erlebt die jüdischen Feiertage in der Synagoge und im Elternhaus. Die Ermordung Walter Rathenaus alarmiert ihn, er wohnt einer Rede Goebbels bei, „hörte seine salbungsvoll beschwörende Stimme“ (Keilson 2005, Bd. 1, S. 463).

23-jährig publiziert Hans Keilson seinen ersten Roman, betitelt mit „Das Leben geht weiter – Eine Jugend in der Zwischenkriegszeit“ – zugleich ein Lebensmotto. Es bleibt ihm keine Zeit, seinen frühen literarischen Erfolg zu genießen: Sein beim renommierten Fischer Verlag publiziertes Buch, zugleich das letzte Werk eines jüdischen Autors bei Fischer, wird aus rassistischen Gründen verboten – und erst 50 Jahre später wieder bei Fischer neu aufgelegt.

Jahre der Verfolgung

Hans Keilsons existentielle Bedrohung nimmt zu: 1934 folgt ein Praxisverbot für den jungen jüdischen Arzt. Hans Keilson, der Überlebenskünstler, macht das Beste aus der schwierigen Situation: Er arbeitet als Erzieher und Sportlehrer an verschiedenen jüdischen Schulen, so am Landschulheim Caputh und an der Theodor-Herzl-Schule in Berlin. Diese Arbeit mit Jugendlichen, unter den Bedingungen der eigenen existentiellen Gefährdung, hinterlässt prägende Spuren in ihm. Und doch schreibt er weiterhin – ausgerechnet auf deutsch: 1934 publiziert er in der jüdischen Zeitschrift „Der Morgen“ sein erstes Gedicht: „Neuer Psalm“, 1936 folgt die pädagogische Reflexion „Juden und Disziplin“.

Widerstand und Überleben im Untergrund

Die gewalttätigen Lebensbedingungen lassen ihm keine Zeit mehr, dieses Engagement in Deutschland fortzuführen. Im Oktober 1936 überzeugt ihn seine Ehefrau Gertrud Manz von der Notwendigkeit einer Emigration: „In Holland gibt es auch Kinder, für die du arbeiten kannst“, beteuert sie ihm. Auch der Schriftsteller Oskar Loerke, der die Veröffentlichung seines Erstlingsroman unterstützt hatte, bedrängt ihn, möglichst rasch zu emigrieren. Der 26-Jährige flieht in die Niederlande, lebt dort, anfangs noch unter „legalen“ Bedingungen. Es gelingt ihm, seine professionelle Ausbildung trotz der veränderten Lebens- und Arbeitsbedingungen fortzuführen. In den ersten Jahren, bis 1940, baut Hans Keilson eine Beratungspraxis für Jugendliche auf, um „abzuwarten, bis der Krieg käme, von dem ich überzeugt war, dass er eines Tages, vielleicht bald ausbrechen würde“ (Keilson 2005, S. 229). Er lernt intensiv niederländisch und arbeitet in den „Rekken'schen Einrichtungen“ mit schwer verwahrlosten Jugendlichen, und erwirbt so in der täglichen Arbeit profunde psychologische Kenntnisse. Die frühere Lektüre der Schriften Sigmund Freuds bietet ihm hierbei theoretische Orientierungen. Der niederländische Leiter dieser therapeutischen Einrichtung lässt den Juden Keilson in dieser Zeit bei sich wohnen, im Wissen um die hierdurch bedingte eigene Gefährdung. Jahrzehnte später erinnert er sich an diese prägenden Erfahrungen:

„Ich war kein Held und habe keine großen Taten vollbracht, mit Waffen kann ich nicht umgehen. Aber wenn ich mich, nach dem Krieg, an das eine oder andere erinnerte, lief es mir manchmal kalt über den Rücken.“ (Keilson 2005, S. 219) In dieser bedrohlichen Zeit bekommen die Keilsons eine Tochter. Wenig später, in der Phase seiner Illegalität, kann er seine Tochter nur noch selten sehen. „Im Mai 1945 war es das erste Mal, dass wir uns zu dritt ungefährdet auf die Straße begeben konnten. Alle unsere Nachbarn kannten uns. All die Jahre haben sie dichtgehalten.“ (Keilson 2005, S. 234)

Nach der Besetzung der Niederlande durch die Nationalsozialisten im Mai 1940 muss Hans Keilson, unter falschem Namen, in den Untergrund gehen. Täglich ist er als Jude, Emigrant und Widerstandskämpfer von der Gefahr der Denunziation bedroht, sucht Zuflucht bei niederländischen Freunden. Hans Keilson arbeitet als Arzt und Kurier in einer jüdischen Familie in Delft für die illegale

Untergrundgruppe „Vrije Groepen Amsterdam“. Er arbeitet pädagogisch-therapeutisch mit untergetauchten jüdischen Kindern, wie auch mit Erwachsenen, vermag Spannungen und Konflikte zwischen den Untergetauchten und ihren Beschützern zu bearbeiten - eine Tätigkeit, die er im Rückblick - Keilson hatte zu diesem Zeitpunkt keinerlei psychoanalytische Ausbildung - als eine psychotherapeutische interpretiert. Die allgegenwärtige Angst vermag er zu verdrängen, sein Überlebenswille muss stark gewesen sein.

In dieser schwierigen, bedrohlichen Zeit, wohl Ende der 1930er Jahre, bekommen die Keilsons eine eigene Tochter. Wenig später, in der Phase der Illegalität, kann er seine Tochter nur noch selten sehen. „Im Mai 1945 war es das erste Mal, daß wir uns zu dritt ungefährdet auf die Straße begeben konnten. Alle unsere Nachbarn kannten uns. All die Jahre haben sie dichtgehalten.“ (Keilson 2005, S. 234)

Und doch: Das Leben geht weiter. 1942 verfasst er die ersten 40 Seiten der Parabel „Der Tod des Widersachers“, vergräbt das Manuskript in einem Garten, um die Arbeit am Buch nach dem Krieg wieder fortzusetzen. 1959 erscheint es auf deutsch. Ein kleiner literarischer Erfolg.

Hans Keilson wird nicht denunziert, überlebt. Seine Eltern hingegen werden in Birkenau ermordet. Er widmet ihnen die Gedichte „In den Tagen des November“ (1947), „Sterne“ (1967) und „Dawidy“ (1997); in letzterem heißt es:

„In diesem Haus oder, vielleicht, in jenem lebte mein Vater als Kind -
die alte Stadt mit neuen, kyrillischen Lettern,
erreichbar mit Paß, gültigem Stempel und Taxi,
an der Grenze. (...)
Was suchen Sie fragte der Dolmetsch Taxifahrer?
Spuren? Gibt es hier nicht, seine Antwort,
studierte den Stadtplan und lenkte den Wagen zurück.
Gedenk und vergiß. Im Abschaum der Geschichte
gibt es kein anderes Maß für Flucht und Tod.
Anfang wie Ende: kein Stein, kein Gras gibt Kunde,
zerstört und vorbei, unsinniger, unvergänglicher Schmerz,
verwaist, was bleibt: als wäre er nie allein gewesen, mein Vater -
hieß Max, trug später den verordneten Namen Israel,
mit Würde.
Hat nicht viel erzählt, hab ihn zu wenig befragt.
Keine Spuren mehr im Rauchfang der Lüfte -
sprachloser Himmel...“ (Keilson 2005, S. 44).

1999 resümiert Keilson lakonisch:

„Ich habe Deutschland 1936 verlassen und in den Niederlanden überlebt. Ich bin in der Fremde zuhause. Jedes Sein ist ein Sein im Exil. Man kann nicht mißtrauisch genug gegenüber den eigenen Fragen und Antworten sein, den Wörtern und Metaphern, die man gebraucht, wenn es um Wahrheit oder Lüge oder, gelinder gesagt, um Täuschung, und auch um Selbsttäuschung, geht. Die Zweifel bleiben.“ (Keilson 2005, S. 456)

Neuanfang in den Niederlanden

Keilson schreibt, zu seiner eigenen Überraschung, „im zweiten Jahr meiner Emigration (...) in einer plötzlichen Aufwallung eine Anzahl deutscher Gedichte“ (Keilson 2005, S. 227). Er publiziert diese unter zwei Pseudonymen in niederländischen Zeitschriften.

Kurz nach Ende des Krieges, 1947, zugleich der Beginn seines neuen Lebens in den freien und demokratischen Niederlanden, verfasst der 38-Jährige die Novelle „Komödie in Moll“. Diese erscheint im niederländischen Exilantenverlag Querido – und erst 40 Jahre später auf Deutsch. In dieser tragisch-bizarren Erzählung beschreibt er den Versuch zweier Holländer, die Leiche eines Juden, der bei ihnen Unterschlupf gefunden hatte, verschwinden zu lassen, ohne hierbei die Untergrundbewegung zu gefährden.

Unmittelbar nach Ende des Krieges kommt Keilson mit der „Joodse Coordinatie Commissie“ in Kontakt, gründet, durch eine „euphorische Stimmung“ (Keilson) beflügelt, mit anderen Überlebenden die jüdische Kriegswaisenorganisation „Le Ezrat Hajeled“ („Zur Hilfe des Kindes“), für die er bis 1970 wirkt. Er spricht mit vielen kindlichen Überlebenden der Shoah, hört unglaubliche, erschütternde Berichte, versucht ihnen zu helfen. Da sein Medizinstudium in den Niederlanden nicht anerkannt wird studiert er noch einmal Medizin, anschließend beginnt er seine psychoanalytische Ausbildung – der Anfang einer seelischen Kontinuität, einer Brücke über die biographischen Abgründe und erlebten Traumatisierungen. Er arbeitet an der Amsterdamer Child Guidance Clinic Prinsengracht. 1967 wird er Mitarbeiter der kinderpsychiatrischen Universitätsklinik Amsterdam, erstellt in diesem Rahmen zahlreiche Gutachten über verfolgte jüdische Kinder, die wiederum Grundlage für die Entscheidung sind, an welchem sozialen Ort diese traumatisierten Kinder nun leben sollen. In einem elfjährigen Forschungsprozess verfasst Hans Keilson eine wegweisende empirische Studie über kumulative Traumatisierungsprozesse, die er knapp 70-Jährig in einer Promotion zusammenführt: Seine „Sequentielle Traumatisierung“ erscheint erstmals 1979, wurde auch auf englisch publiziert, in Israel und den USA; heute ist sie ein psychoanalytisches Grundlagenwerk über Traumatisierungsprozesse. Der Gießener Psychosozial-Verlag hat das Werk vor wenigen Jahren wieder neu aufgelegt.

Begegnungen mit einem jugendlichen Shoah - Überlebenden aus Bergen Belsen

In den 80er Jahren legt Hans Keilsons weitere Studien über Traumatisierungsprozesse vor, u.a. über seine psychotherapeutische Arbeit mit einem 12-jährigen Jugendlichen, der von den Nationalsozialisten nach Bergen Belsen verschleppt worden war und dieses fürchterliche Trauma überlebt hatte: „Wohin

die Sprache nicht reicht“ sowie, zehn Jahre später, „Die fragmentierte Psychotherapie eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrten Jungen“.

Einführend erinnert Keilson in „Wohin die Sprache nicht reicht“ an die unauflösbaren, „paradoxen“ Schwierigkeiten, seinen eigenen Kindern von seinen erlittenen Traumatisierungen durch den Nationalsozialismus zu berichten, ohne diese hierdurch wiederum zu traumatisieren: „Sie betrifft die Schwierigkeiten, die erwachsene Verfolgte haben, wenn sie ihren Kindern mitteilen wollen, was geschehen ist.“ In den wohl meisten Familien von Nazi-Opfern existiert ein Familiengeheimnis, ein Schweigen, häufig auch ein Verschweigen über erlittene Traumatisierungen. Diese werden als so übermächtig zerstörerisch erinnert, dass man seine eigenen Kinder vor diesen schützen möchte. Und doch wird dieses Schweigen von den Kindern möglicherweise so interpretiert, dass ihre eigenen Eltern sie nicht für Wert zu erachten scheinen, an ihrem Leben, ihren biographischen Erinnerungen teilnehmen zu lassen.

Die Psychoanalyse war in den 1960er und 1970er Jahren auf eine Arbeit mit solchen schwer traumatisierten Kindern nicht vorbereitet. Es existierten zwar vereinzelte psychoanalytische Studien über die Folgen der Konzentrationslagerhaft - erwähnt seien die Studien von Ernst Federn (1999) und seinem Freund und Kollegen Bruno Bettelheim (1989), beides selbst Überlebende der Shoah (Kaufhold 1999, 2001); diese wurden von der Fachwelt jedoch weitestgehend ignoriert.

In seinem zweiten Beitrag zu diesem Thema, „Die fragmentierte Psychotherapie eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrten Jungen“, hebt Keilson hervor: „In der kinderpsychiatrischen Praxis hatte man Bilder in diesem Ausmaß und in dieser Intensität bisher noch nicht erlebt. Das Neuartige dieser Bilder war, dass sie das menschliche Vorstellungsvermögen übertrafen.“

Dieses Schweigen, Ausdruck der Ohnmacht der Sprache angesichts der auch Keilsons „Vorstellungsvermögen überschreitenden Welt des Konzentrationslagers“, dieser Beziehungsabbruch, drängte sich Keilson in der therapeutischen Begegnung mit diesem aus Bergen Belsen zurückgekehrten Jungen auf. Dieser hatte seine Eltern und fünf Geschwister verloren. Der Verlust, die erlittenen Traumatisierungen machten ihn im wörtlichen Sinne „sprachlos“.

Keilson gibt seine eigene therapeutische Ohnmacht in der Begegnung mit diesem Jungen wieder:

„Im Folgenden möchte ich (...) von einem Fall berichten, in dem es, da die Sprache sich mir versagte, zu einem Abbruch kam; alle Worte, die ich noch sprach, erschienen mir im gleichen Augenblick inhaltslos, leer, fremd, falsch. Ich erinnere mich auch deutlich noch eines Gefühles von Scham, Verlegenheit, so dass ich schließlich zu sprechen aufhörte. Mein Gegenüber, an den die Worte, die Rede gerichtet war, muss bereits früher als ich die Unmöglichkeit eingesehen haben, sich mit Worten zu verständigen. Er schwieg.“

Dieses Kind, das aus dem Konzentrationslager nicht abgestumpft, sondern noch empfindsamer zurückgekehrt war, trägt einen inneren Kampf aus, „den es selbst noch nicht begreift.“ Seine Sprache und seine Bewegungen waren verzögert, gehemmt, es wirkte wie „ein Schlafwandler, der aus einer anderen Welt kommt.“

In seinem bereits im Jahre 1945 (!) verfassten Bericht über diesen Jungen, den er knapp 40 Jahre später wieder aufgreift, hatte Hans Keilson geschrieben:

„Charakteristisch war seine Reaktion auf die vorsichtig gestellte Frage nach seinen Eltern, seinen Geschwistern, seinen Erlebnissen im Konzentrationslager. Als Antwort ließ er nur seinen Kopf auf die Brust sinken. So blieb er lange Zeit schweigend sitzen.

Ohne jeglichen Pathos und ohne jegliche literarische Schönschreiberei muss hier festgestellt werden: Dieses Kind fühlt jetzt, wo es in das normale Leben reklasiiert wird, den Schmerz und die Qual all dessen, was es gesehen und erlebt hat. Bisher steht es all diesem noch hilflos gegenüber. Der einzige Ausweg, um sich von all dem zu befreien, ist im Moment der Versuch, es zu verstecken. (...) Seinen gegenwärtigen Zustand muss man als einen Ausdruck seiner Hilflosigkeit sehen, als ein Unvermögen, in sich selbst Ordnung zu schaffen und sich normal ins tägliche Leben einzuschalten.“

Weitere literarische Werke

„Nebenbei“ veröffentlicht Keilson weiter literarische Werke, erlebt die Neuauflage seiner frühen Werke: 1963 erscheint mit „Sprachwurzellos“ eine Auswahl seiner Gedichte. Von 1985 bis 1988 ist der vertriebene jüdische Schriftsteller Präsident des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland (www.exilpen.net) – aber erst ab den 1990er Jahren erhält er zahlreiche wissenschaftliche und literarische Auszeichnungen – spät, aber doch nicht zu spät. Hans Keilson, dieser zurückhaltend-freundliche Menschenkenner, hat vielen Hoffnung gemacht. Sein breitgefächertes Lebenswerk erschien 2005 in einer zweibändigen, 1100 Seiten umfassenden Werkausgabe. Es verdient, gelesen zu werden.

Mit seinem 100. Geburtstag wird Hans Keilson weltweit geradezu hymnisch gefeiert, insbesondere in den USA. Die New York Times ernennt ihn 2010 in einer Hommage zum „genius“, seine Romane zu „masterpieces“ – eine tröstende Erfahrung für diesen bescheidenen, trotz seiner verstörenden Erfahrungen zutiefst lebensbejahenden Autor und Psychoanalytiker. 2011 legte der Fischer Verlag zeitgleich gleich drei Werke Hans Keilsons als Taschenbücher vor: Neben einer Neuauflage von „*Das Leben geht weiter*“ erscheint ein mit „*Kein Plädoyer für eine Luftschaukel*“ betitelter Essayband <http://buecher.hagalil.com/2011/04/keilson/> sowie Keilsons mit „*Da steht mein Haus*“. Erinnerungen betitelte autobiografische Erzählung <http://buecher.hagalil.com/2011/05/keilson-2/>.

Am 31. Mai 2011 starb der 101-Jährige im niederländischen Hilversum.

Literatur

Hans Keilson (2005): Werke in zwei Bänden. Hrsg. v. H. Detering & G. Kurz. Frankfurt a. M. (Fischer)

Hans Keilson (2005): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Gießen (Psychosozial Verlag).

Roland Kaufhold (2008): „*Das Leben geht weiter*“. Hans Keilson, ein jüdischer Psychoanalytiker, Schriftsteller, Pädagoge und Musiker, in: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis (ZPTP), Heft 1/2-2008, S. 142-167.

Roland Kaufhold (2009a): „*Weiterleben – biografische Kontinuität im Exil. Hans Keilson wird 100*“, psychosozial Nr. 118 (4/2009), S. 119-131.

Besprechung

Briefe aus dem russischen Berlin

Doris Liebermann hat Vera Lourié's eindrucksvolle Erinnerungen dem Vergessen entrissen:

VON CORNELIA GEISSLER

Das Buch, aus dem Doris Liebermann am 4.6. las, entstand zwischen Juli 1985 und Juli 1986. Deren Autorin, Vera Lourié, hatte sich damals, 85-jährig, noch einmal verliebt und schrieb diese „Briefe an Dich“ – an eine ihr in Freundschaft zugewandte, als Partnerin aber praktisch unerreichbare, wesentlich jüngere Frau. Sie erzählt darin von ihrer jüdischen Familie, die aus der Ukraine stammt, von ihrem Aufwachsen in gutbürgerlichem Hause in St. Petersburg, von der Flucht der Familie vor der Revolution und vom Leben in Berlin. Lourié schreibt auf Deutsch, „zum Schreiben auf Russisch habe ich keine Lust mehr“. Sie starb 1998 im Alter von 97 Jahren verarmt in Berlin.



Vera Lourié in den 1920er-Jahren. Sie verkehrte in den Berliner Kaffeehäusern. Wie sie damals lebte, beschrieb sie 60 Jahre später.

Doris Liebermann hat die Briefe sortiert, mit hilfreichen Fußnoten versehen und um Prosa und Gedichte Lourié's ergänzt, sodass wir ein reiches, eindrucksvolles Bild von der Autorin erhalten („*Briefe an Dich: Erinnerungen an das russische Berlin*“, Schöffling, Frankfurt/M. 2014, 280 S., 22,95 Euro).

Vera Lourié gehörte zur russischen Bohème im Berlin der Zwanzigerjahre. 1921 war sie mit den Eltern in die Stadt gekommen. Damals lebten über 300000 russische Emigranten in Berlin, es gab 86 russische Verlage und Dutzende Zeitungen, für die Lourié bald schrieb. Sie ging mit dem Symbolisten Andrej Bely am Viktoria-Luise-Platz tanzen, sie besuchte Ilja und Ljuba Ehrenburg im Café Prager Diele, lernte den russischen Dichter Sergej Jessenin kennen – leider kurz nachdem sie ein Poem von ihm verrissen hatte, „ich wäre am liebsten im Boden versunken“.

Im Bewusstsein, dass sie von einer vergangenen Zeit erzählt, die ihrer Adressatin völlig fremd sein muss, legt sie Schicht um Schicht ihrer Erinnerungen frei. War sie als Kind daran gewöhnt, dass in den Zeitungen stand, in welcher Garderobe ihre Mutter eine Theaterpremiere besuchte, erlebte sie als junge Frau, wie die Familie die Groschen zählte. Der Vater durfte nicht als Arzt arbeiten, versuchte sich dann als Makler, „wofür er sich jedoch überhaupt nicht eignete“. So schreibt sie auch von den Wohnverhältnissen: Ausländer durften damals nur möblierte Wohnungen beziehen. Sie blieb in der Stadt, als andere Emigranten weiterzogen, nach Paris, nach Argentinien. Sie wurde inhaftiert und wieder freigelassen, lange konnten sie und ihre Mutter sich durchschlagen, bis die Mutter nach Theresienstadt deportiert wurde. Doch sie kam zurück.

Von der ersten Hälfte ihres knapp hundertjährigen Lebens erzählt Lourié in ihren Briefen. Eine versunkene Zeit steht auf.

Doris Liebermann stellte die Erinnerungen der Vera Lourié am 4. 6., 20 Uhr, im Literaturhaus Berlin, Fasanenstr.23, vor.

Become a Correspondent for the Global Citizen Journalism Project



THE BRIEF: GLOBAL CITIZEN JOURNALISM PROJECT

At the Global Poverty Project, an international education and advocacy organisation, we believe in a world without extreme poverty by 2030. Our mission is to grow the number and effectiveness of Global Citizens to achieve the public, business and political action to end extreme poverty. www.globalcitizen.org In doing this, we believe in the desire to tell stories of the people on the ground and through their eyes and experience is paramount. We want to share with our Global Citizens and the NGO community a range of diverse content and editorial from a Southern journalist perspective - sharing their local stories of progress and challenges...

What we need/Pitch Ideas:

In order to launch this pilot journalism project, we'd like to recruit at least 20 international correspondents from across the globe to tell their local stories and publish on our Global Citizen website (share on social media, etc). As we do not currently have capacity to translate texts, we would prefer strong English language skills and grammar, ideally.

- A) We'd ask that interested journalists please provide a pitch about the story they'd like to share with our readers and ideally frame it in one of two ways:
 - Tell a local story of progress or challenge in their community to a Western audience
 - OR
 - Reportage style story, including local interview and news or announcement in one of the six theme areas as outlined below.
- B) In addition to the written stories, we'd also like to ask you to send 1 - 2 images to accompany the piece or any video that might be useful. Video is not required but only desired.
- C) Your full name and brief 3 - 5 sentence bio of yourself and where you are located

Please submit any questions and pitch stories to Emily Burgess, Global Communications Coordinator: emily.burgess@globalpovertyproject.com p. +1 281.380.1624

Issues / Themes / Content

While we don't want to be prescriptive of the type of stories received, we'd like the reports and pitch ideas to focus on one of our six issue areas, which include:

- Education
- Women and girls
- Enterprise and innovation

In addition to the written stories, we'd also like to ask for 1 - 2 images to accompany the piece or any video that might be useful.

Timing and Distribution:

We are looking to launch this initiative immediately. We will publish all content on www.globalcitizen.org as it arrives as part of our regular Global Citizen publishing. Stories will sit in their relevant issue section - i.e. health or water and sanitation - as well, we'll group the stories under new tags and categories.

Partners and Payment:

All content produced by our international correspondents will be shared with relevant partners ranging NGOs, education and campaigns. Partners include: World Health Organization, Bill and Melinda Gates Foundation, It Takes Two, The World Bank, GAVI Alliance, UNICEF, World Food Programme USA, The Earth Institute, Women Deliver and more than 50 charity partners worldwide.

For a full list of partners, please see: <http://www.globalcitizen.org/Partners/Partners.aspx>

Payment: All stories will be compensated with \$35US + transfer fees.

- The Global Poverty Project is an international education and advocacy organisation committed to end extreme poverty by 2030
- The mission is to grow the number and effectiveness of Global Citizens to achieve the public, business and political action to end extreme poverty.
- The Global Poverty Project harnesses the power of technology, action and advocacy through its online platform - Global Citizen.

- Global Citizen is an innovative online platform and mobile application that tracks and rewards activist actions through a point-scoring system, created by the Global Poverty Project
- The online platform was designed to introduce users to the concept of and issues falling out from Global Poverty Project's vision of a world without extreme poverty by 2030.
- The platform provides an access point and engagement vehicle for users to become a part of those solutions: first learning about, understanding and then involving themselves with the campaign issues - this is framed around 13 issue areas, including the 8 Millennium Development goals.
- Global Citizen is an innovative online platform and mobile application that tracks and rewards activist actions through a point-scoring system. Its aim is to introduce users to the concept of and issues falling out from Global Poverty Project's vision of a world without extreme poverty by 2030.
- Global Citizen harnesses the power of technology, social media and education to take users on a 'choose your own adventure' style journey through the progress of the 8 MDGs asking Global Citizens to take action - it's thoughtfully designed to further your exploration and understanding of the factors that keep people living in extreme poverty, and the awareness of how we can lift them out of extreme poverty.

For more information, or any questions please contact:

Emily Burgess, emily.burgess@globalpovertyproject.com // p. +1 281.380.1624

Global Communications Coordinator Global Health

Impressum, Nachweise

© für diese Ausgabe: PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland. Die Texte wurden, soweit nichts anderes vermerkt ist, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz: Hubert Dammer

